

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

4/2011

	Editorial	263
Widu-Wolfgang Ehlers	Der Philosoph Cicero	264
Heinz-J. Schulz-Koppe	Cicero und John Adams	274
Christoph Wurm	Die Römer nicht bewundern, sondern nachahmen – Machiavelli als Leser des Titus Livius	278
Lothar Zieske	Die geschrumpfte Präambel oder: Das Thukydides-Zitat, das aus der EU-Verfassung verschwand	284
Karl-Heinz Pridik	Freund und Feind in Euripides' Medea	298
Herbert Zimmermann	Kulturgeschichtliche Rückwendungen zur Antike – Ausgewählte Vorgänge und ihr tieferer Sinn	308
	Zur Diskussion gestellt	315
	Zeitschriftenschau	320
	Besprechungen	326
	Adressen der Landesvorsitzenden	342

Neu in der Universal-Bibliothek

Mit den *Remedia amoris* findet Ovids Werkkomplex der erotischen Dichtungen seinen Abschluss: Der Dichter erteilt Ratschläge, was der vom Liebesleid Gequälte gegen Amors Wüten unternehmen kann. Der Witz liegt dabei nicht zuletzt in der Diskrepanz zwischen der »wissenschaftlichen« Darbietung in Versen und der erotischen Thematik.

Ovid:

Remedia amoris / Heilmittel gegen die Liebe

Lat./Dt.

Übers. und Hrsg.: N. Holzberg

104 S. · UB 18903 · € 4,00

Platon: Gorgias

Gr./Dt.

Übers. und Hrsg.: M. Erler

Komm. und Nachw.: T. Kobusch

342 S. · UB 18896 · € 9,80

Neuübersetzung mit ausführlichem Kommentar.

Ovid
Remedia amoris
Heilmittel
gegen die Liebe
Lateinisch/Deutsch

Reclam

NEU

Nähere Informationen unter www.reclam.de

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen
Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156 - 163155 Fax: 07156 - 163201
E-mail: lehrerservice@reclam.de

Reclam

Editorial

Das vorliegende Heft, mit dem wir den 54. Jahrgang des FORUM CLASSICUM, des Mitteilungsblattes des Deutschen Altphilologenverbandes, beschließen, ist überwiegend Themen der Rezeption antiker Texte gewidmet. Unser Verband und somit auch diese Zeitschrift fühlt sich in erster Linie dem in der Satzung formulierten Ziel verpflichtet, nämlich „die Bildungskräfte der Antike im geistigen Leben der Gegenwart, namentlich in der Jugenderziehung, zur Wirkung zu bringen“. Dabei darf man nicht die Selbstbildung der Unterrichtenden vergessen. Scheinbar bekannte Autoren und Werke und ihre Wirkungsgeschichte sind durch die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte in ein neues Licht gerückt. Ich

hoffe, dass recht viele unserer Leserinnen und Leser in den Weihnachtsferien die Muße finden, die hier vorgelegten Aufsätze zu studieren und zu gegebener Zeit – auch ohne unterrichtspraktische Anleitung – für ihren Unterricht fruchtbar machen werden. Als Schriftleiter möchte ich den Autoren dieses Heftes und des gesamten Jahrgangs herzlich danken für die uns zur Verfügung gestellten Studien. Mit dem vorigen Heft 3/2011 wurde bereits das vielseitige Programm des Erfurter Bundeskongresses (10.-14. April 2012) verschickt. Mit den guten Wünschen für das Neue Jahr verbinde ich die Hoffnung, in Erfurt recht viele Kolleginnen und Kollegen wiederzusehen.

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

54. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>

Univ.-Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22, E-Mail: Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, litterae26@aol.com
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie, felix.mundt@staff.hu-berlin.de
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, Josef.Rabl@t-online.de;
OStR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin, martin.schmalisch@web.de

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53, E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: info@boegl-druck.de.

Der Philosoph Cicero

Für Walther Ludwig

Etwas, das in unserer Wissenschaft zu denken gibt bzw. geben sollte, sind die grotesken Fehlurteile, die stets unter dem Banner der Wahrheit und mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Erkenntnis vorgetragen worden sind. In vielen Fällen kann man durchaus von einem Zusammenstoß zwischen Köpfen bzw. Denkstrukturen und Texten sprechen, die das Schicksal nicht füreinander bestimmt hatte. Dafür lassen sich natürlich Begründungen finden: zeitbedingte, geistesgeschichtliche Befangenheiten, Lehrer-Schüler-Verhältnisse oder auch einfach Nichtanerkennung des antiken Autors oder Textes als eines intellektuell zumindest ebenbürtigen Gesprächspartners, aber gar nicht selten auch Fragestellungen oder Erkenntnisziele, für die ein Text wenig oder explizit nicht geeignet ist. Auf einen Text muss man sich *einlassen*, dem Text, wenn auch nicht den in ihm vertretenen Meinungen gegenüber, sogar mit Sympathie. Das bedeutet natürlich nicht, beim Interpretieren seinen Gefühlen unkontrolliert freien Lauf zu lassen, die Empathie mit Maßen soll nur verhindern, mögliche Erkenntniswege bereits im Vorhinein zu blockieren.

Den Begriff Wahrheit bei Interpretationen zu verwenden, empfiehlt sich angesichts der Geschichte der Interpretation bestimmter Autoren und Texte durchaus nicht, denn zeit- und überzeugungsgebundene Wahrheiten sind keine Wahrheiten; wir haben es eher mit zeit- und überzeugungsgebundenen Wahrscheinlichkeiten zu tun, deren Plausibilität an ihrer wissenschaftlichen bzw. philologischen Absicherung und eingehender Kritik keineswegs nur der Vorurteile und Methoden Dritter, sondern nicht zuletzt der eigenen hängt.

Mit dem Begriff des Wahrscheinlichen kommen wir CICERO und seiner Grundhaltung, der akademischen Skepsis, näher. Skepsis hat durchaus Konsequenzen für ihren Träger: Skeptiker lassen sich schwer einbinden oder gar vereinnahmen, sie stellen sich begründet nicht auf die eine oder andere Seite (man denke an ERASMUS). Obwohl

der Zweifel gegenüber dem Tradierten Vater oder Mutter aller wissenschaftlichen Ansätze ist (sofern man nicht doch lieber system- oder schulimmanent, d. h. unselbstständig arbeitet), hat Cicero als philosophischer Kopf kaum Sympathisanten, als Politiker bekanntlich erst recht nicht. MANFRED FUHRMANN¹ konnte mit Recht sagen, man habe weder den Philosophen noch den Redner Cicero wirklich ernst genommen.

Es wäre verlockend, mit dem Abstand, mit dem wir heute das 19. Jh. betrachten, unsere Zeit zu betrachten und die Frage, ob wir ebenso einseitig und rücksichtslos auf Autoren und Texte blicken wie einige unserer Vorgänger (selbst wenn man die *Aeneis* und ihren Verfasser überhaupt nicht mag, kann man VERGIL nicht mit NIEBUHR unter die Menschen rechnen, die eindeutig ihren Beruf verfehlt haben). Manchen Urteilen gegenüber ist also (beträchtliche oder sogar radikale) Skepsis angebracht und gerade über Cicero und seine sog. philosophischen Schriften gibt es bekanntlich besonders krasse Urteile gerade aus der deutschen Altertumswissenschaft: „Ein weder zum philosophischen Denken noch auch nur zum philosophischen Wissen gelangter schnell und dreist schreibender Literat“, „als Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht“ (MOMMSEN 1856), „ein bodenloser Schwätzer, dessen Gewäsch ekelhaft ist“ (PRANTL 1855), „in wissenschaftlicher Hinsicht das Schlechteste, was Cicero hinterlassen hat“ (HERBART 1811 über Ciceros historisch einflussreichste Schrift *De officiis*) – Angst vor Urteilen fehlte nicht, aber doch gelegentlich Abstand und Anstand.² Im romanischen wie im angelsächsischen Bereich ist es viel seltener zu solchen ebenso pauschalen wie aggressiven Verdammungsurteilen gekommen.

Die Kritik ist nicht verstummt, auch wenn sie leiser geworden ist – vielleicht hat auch das Interesse an diesen Fragen nachgelassen. Und die Kritik ist insofern im Recht, als das sog. neue Cicerobild, das Ciceros *virtutes* vor allem in der Schaffung einer lateinischen philosophischen Sprache, der Lenkung der geistigen Tradition

von den Griechen zu den Römern und damit der Beeinflussung aller späteren europäischen Denkschulen sah, unvollkommen bleibt und keine befriedigende Antwort auf die eigentlichen inhaltlichen Fragen gibt.³

Die folgende holzschnittartige Skizze gilt dem Versuch, Cicero gerechter zu werden. Ihr geht es ausdrücklich nicht um den literarischen Wert oder die mehr oder minder gelungene Struktur einzelner Schriften Ciceros, es geht um Ciceros philosophischen Kopf.

Betrachtet man die Schriften, die Cicero am Anfang des 2. Buches über die Weissagung unter seine *Philosophica* zählt, so scheinen *De or.*, *de rep.*, *de leg.* vor der Planung eines philosophischen *Corpus* entstanden zu sein, das Cicero erst 46 mit dem *Hortensius* und den *Academica* in Angriff nimmt. Betont der *Hortensius* die Notwendigkeit der Philosophie allgemein, so begibt sich Cicero mit den *Academica* auf einen besonderen Weg, der ihn von der weit überwiegenden Zahl der damals philosophisch Interessierten oder sich zu einer der großen Schulen Bekennenden radikal trennt. Stoiker, Epikureer und andere sind Anhänger geschlossener Systeme, die mit dem Anspruch auftreten, die Wahrheit zu kennen. So ausgerüstet gelangen sie zur *vita beata* – wohlbemerkt zu ihrer Form bzw. Definition der *vita beata*. Dadurch fühlen sie sich nicht nur allen konkurrierenden Schulen überlegen, sondern können deren Lehren auch als falsch, als unwahr bezeichnen, obwohl die Richtigkeit oder Wahrheit ihrer eigenen Lehre nur systemintern und hypothetisch bewiesen bzw. richtiger geglaubt werden kann. Im Grunde handelt es sich um totalitäre Systeme, die sich (wie immer) gerade deswegen so erbittert streiten.

Der Eindruck eines bemerkenswert unscharfen Bildes, das man von Ciceros philosophischen Bemühungen aus der modernen Literatur erhält, verfestigt sich noch, lässt man die Schriften Revue passieren, die Cicero in *div.* 2,1 als zu dieser Serie philosophischer Abhandlungen gehörig betrachtet. Die Spannweite zwischen rhetorischen Schriften und Erkenntnistheorie ist beträchtlich, ein einigendes Band nur schwer bzw. nur darin erkennbar, dass Cicero selbst sie als zusammenge-

hörig betrachtet. Die enge Bindung von Philosophie und Rhetorik, der wertgebundene Gebrauch der Rhetorik, das Argumentieren außerhalb von Systemen und mit explizit nicht aus der Philosophie genommenen Argumenten haben Ciceros philosophische Schriften und sein Verhältnis zur Philosophie in Vergangenheit und Gegenwart immer wieder problematisch erscheinen lassen.

Die folgenden Ausführungen gliedern sich in sechs kurze Kapitel:

1. „Philosophie“
2. Kritik an Ciceros *Philosophica*
3. Ciceros Ziele
4. System und Methode
5. Philosophie und Empirie
6. Ciceros in Ciceros Schriften.

1. „Philosophie“

Es ist richtig festgestellt⁴ worden, dass eine der entscheidenden Weichenstellungen für das jeweilige Ciceroverständnis sich aus dem Vorverständnis ergibt, das der Interpret von Philosophie bzw. philosophisch hat. Geht man – wie manche Interpreten heute noch – davon aus, dass das Ziel der Bemühungen eines Philosophen ein neu geschaffenes, selbst erdachtes System und die Erkenntnis der Wahrheit ist, tendiert der philosophische Wert der Schriften Ciceros gegen Null. Bereits der vorgängige Versuch, Philosoph oder philosophisch zu definieren, blockiert oder gängelt deshalb zumindest das Ciceroverständnis. Die Warnung,⁵ wir müssten uns hüten, an Ciceros Philosophiebegriff und damit an Cicero eine allzu anspruchsvolle Vorstellung, etwa die eines selbständigen und unbedingten Erkenntnistrebens heranzutragen, ist verdächtig. „Anspruchsvoll“ und „unbedingt“ – die beiden Attribute besagen jedenfalls etwas über die Erwartungshaltung von Rezipienten, möglicherweise auch etwas über die Qualitäten von Systemen, die verkünden, sie hätten eine Art Weltformel gefunden, sie brächten eine endgültige Lösung, ein goldenes Zeitalter – wohin das führt, hat uns das vorige Jahrhundert gezeigt. Was „anspruchsvoll“ und „unbedingt“ über das Verhältnis solcher Systeme zur erfahrenen und erfahrbaren Welt besagen, kann hier nicht weiter behandelt werden. Bekanntlich wird ein Argument nicht dadurch besser, dass es

Teil eines ingeniiösen, aber nicht nachprüfbaren Systems ist. Cicero haben offensichtlich andere Probleme interessiert.

Die sich nicht nur bei HALTENHOFF und LEONHARDT findende Aussage, Philosophie zielt auf Wahrheit, Rhetorik auf Wahrscheinlichkeit, zeigt eine bemerkenswerte begriffliche Befangenheit. Denn skeptische Philosophie zielt ausdrücklich nicht auf Wahrheit: Ist eine Philosophie, die die Möglichkeit der menschlichen Wahrheitserkenntnis, nicht die Existenz der Wahrheit, bestreitet, und dies noch literarisch anspruchsvoll zu formulieren im Stande ist, keine Philosophie? Bei AUGUSTIN finden wir den Satz: *Beatum esse, qui veritatem investigat, etiamsi ad eius inventionem non valeat pervenire*.⁶ Das Augustin-Zitat stammt ja ebenfalls aus einem Dialog und wird dort als These diskutiert, die am Ende natürlich widerlegt wird; Augustin gesteht die *beata vita* nur den Rechtgläubigen zu, die dadurch, dass sie an die Wahrheit glauben, nicht mehr nach ihr suchen müssen (sie streben, wie Augustin als Dialogfigur von sich sagt, nur noch nach der rationalen Durchdringung des Geglaubten). Später spricht er die *beatitudo* nur mehr den im Jenseits ewig lebenden Seligen zu. Anders gesagt: Die Sehnsucht nach Wahrheit diskreditiert die Skepsis nicht.⁷

Für Cicero ist die Beschäftigung mit der „Philosophie“ eine *conditio sine qua non* für den Redner; auch daraus ergibt sich ein literarischer Anspruch an philosophische Schriften. Ein Redner hat in jedem Einzelfall das glaubhaft zu machen, was glaubhaft gemacht werden kann bzw. muss.⁸ Wenn ein Evidenzbeweis (*veritas*) nicht zur Verfügung steht, muss ein Indizienbeweis (*probabilitas*) geführt werden. In der rhetorischen Ausbildung und als Jurist übt man das Denken *in utramque partem* sehr gründlich ein. Während es Überzeugung der wichtigen zeitgenössischen Philosophenschulen war, dass mithilfe der menschlichen Sinne Wahrheit erkannt werden könne, schlossen die Skeptiker mit Recht schon aus der Unvereinbarkeit dieser sog. Wahrheiten auf die Unrichtigkeit ihrer Aussagen über Wahrheit und Wahrheitserkenntnis und blieben deshalb beim Begriff des Wahrscheinlichen.

Auch wenn Ciceros Hymnus auf die Philosophie im 5. Buch der Gespräche in Tusculum bemerkens-

werter Weise fast einhelliges Lob erhält, in dem die Philosophie Lebensführerin und moralischer Halt ist, Erfinderin von Gemeinschaft, Staat und Ehe, Schrift, Sprache, Gesetz und Moral, so liegt dies angesichts der sonstigen Uneinigkeit möglicherweise daran, dass die *Philosophia*, in deren Schoß bzw. an deren Brust sich Cicero flüchtet, keine Konturen gewinnt, inhaltlich nicht fassbar wird und so von jedem mit der Bedeutung gefüllt werden kann, die ihm sympathisch ist. Keinesfalls ist es eine bestimmte Schule – Cicero bezeichnet auch Odysseus und Nestor als Weise.

An dieser Stelle sei deshalb unkontrovers festgehalten, dass Cicero Fragen stellt und in seinen Schriften behandelt bzw. diskutieren lässt, die seit je Gegenstände philosophischer Diskurse sind, und seine Schriften insofern als philosophisch betrachtet werden können.

2. Kritik an Ciceros Philosophica

Von den in der Realenzyklopädie⁹ gedruckten Vorwürfen PHILIPPSONS, Cicero halte sich an keine Schule, habe seine Philosophie nicht gelebt und sei deshalb kein großer Charakter, sehe ich ab. Natürlich muss bzw. kann Cicero keiner Schule anhängen, er muss seine Philosophie nicht leben und aus seinen philosophischen Schriften auf seinen Charakter zu schließen, ist methodisch nicht vertretbar. JÜRGEN LEONHARDT¹⁰ hat vor wenigen Jahren die wesentlichen Einwände gegen Ciceros Philosophie kurz und bündig formuliert, nachdem er ihm durchaus philosophische Qualitäten und (ganz zu Recht) einen metaphilosophischen Standpunkt zuerkannt hat:

Erster Vorwurf: Alle Lehrsätze stammten aus der griechischen Philosophie; Cicero gebe die hellenistische Philosophie unvollständig oder falsch wieder, so dass ihre Rekonstruktion nicht möglich sei. Mit der ersten Aussage verbindet sich implizit der Interpretationsstandpunkt, Cicero liefere Lehrsätze – genau das tut er explizit nicht. Und was die Wiedergabe der hellenistischen Philosophie angeht: Cicero hat angekündigt, sie für Römer durch seine Schriften überflüssig zu machen (*div.* 2,5); *de facto* hat er sie beseitigt und es wäre sicher sogar gegen seine Absicht, die überwundenen Griechen aus seinen Schriften heraus zu rekonstruieren zu wollen.

Zweiter Vorwurf: Cicero habe keinen einheitlichen Standpunkt (die Vorwürfe reichen von Eklektizismus bis Dilettantismus) und kein System (implizit: er sei kein Dogmatiker).

Dritter Vorwurf: Cicero habe seine Schriften rhetorisch (‚journalistisch‘ LEONHARDT) stilisiert. Man könnte die Aussage auch ins Positive wenden: Cicero schreibt eine anspruchsvolle und, wie die Erfahrungen seit zweitausend Jahren zeigen, gut lesbare Prosa.

Doch man kann auch an andere Interpretationsmöglichkeiten denken als die, die aus einer enttäuschten Erwartungshaltung kommen und in Vorwürfen enden.

3. Ciceros Ziele

Den genannten Vorwürfen stehen die von Cicero insbesondere in seinen Vorreden zu den einzelnen philosophischen Schriften formulierten Ziele gegenüber: Er wolle die Schriften der griechischen Philosophie den Römern vermitteln und sie damit für Römer überflüssig machen; er schaffe dazu eine lateinische philosophische Terminologie; er wolle junge Römer zur Beschäftigung mit den von ihm gestellten Fragen und zur eigenen Urteilsfindung bzw. Urteilsfähigkeit bringen, die sie in allen Lebensbereichen, nicht zuletzt in der Politik, brauchten. Dieses Ziel verdeutlichte er an anerkannten historischen Beispielen, römischen Männern der Praxis wie CATO, SCIPIO, LAELIUS. Griechische Philosophie bezeichnet, von Ausnahmen wie *de re publica* abgesehen, die zu seiner Zeit gängigen Lehren der einzelnen miteinander konkurrierenden Philosophenschulen. Nur bei einem Eingehen auf und einer Auseinandersetzung mit diesen Schulen konnte Cicero Zeitgenossen in seinen Dialogen auftreten lassen, mit ihrem Auftritt Wirkung erzielen und so Realität und Dialog miteinander verbinden. Dafür, dass die Zeitumstände seinen Schriften zunächst nicht die erhoffte Wirkung erlaubten, lässt Cicero sich nicht verantwortlich machen.

Dass er griechische philosophische Theorien meist nur insoweit berücksichtigt, wie sie in seiner Gegenwart noch virulent war, ist durchaus verständlich; wir würden heute sagen, er war auf der Höhe der Zeit. Er macht nicht seine eigenen Urteile, seine eigene Autorität zum Endpunkt

seiner Schriften, sondern vermeidet ein Urteil, um nicht in eben den Fehler der Proselytenmacherei, des Dogmatismus und damit der Verhinderung eines selbständig gebildeten Urteils zu verfallen, den er anderen vorwirft. Ciceros Schriften schließen aus diesem Grund konsequenter und nicht etwa irritierender Weise kaum einmal mit einem festen Urteil. Wir sollten seine Aussage philosophisch ernst nehmen und nicht als rhetorisch wegeskamotieren, auch er bzw. sein philosophisches Ich (dazu später) könne sich von einem Tag zum anderen, von einer Diskussion zur nächsten ändern: *itaque soli sumus liberi* (*Tusc.* 5, 33) nur so bleiben wir, nur so bleibe man geistig unabhängig und beweglich.

Cicero will das Urteilsvermögen, das *iudicium*, der jungen Leute schärfen, mit dem und mit denen er nicht sonderlich zufrieden ist (er schreibt während des römischen Bürgerkriegs); er will ihnen keine Lehrsätze oder Ergebnisse vortragen, er will sie dazu bringen, das eigene Verhalten zu begründen, sich überlegt zu verhalten. Denn er weiß, dass es in der Diskussion nicht um Autoritäten und Autoritätsgläubigkeit (*auctoritas*), sondern um Vernunftgründe (*rationis momenta*) geht und dass das größte Hindernis für die Lernenden die Autorität derer ist, die zu lehren behaupten, weil die Lernenden dann nicht selbst urteilen, sondern glauben.¹¹

Meine Vermutung geht dahin, dass der Verzicht Ciceros auf eigene Autorität, auf ein autoritäres Auftreten, wie es bei Vertretern geschlossener Systeme üblich ist, einer der Gründe für den schlechten Ruf seiner Philosophie ist. Cicero ist radikal antiautoritär und deshalb unbequem für alle, die sich unüberprüfte Autorität anmaßen, und ganz nebenbei viel antiautoritärer als die sog. Antiautoritären der späten Sechziger, denn die erhoben Ansprüche auf gesellschaftliche und politische Wahrheiten.

4. System und Methode

Die von Cicero formulierten Ziele haben Konsequenzen für seine darstellerische Strategie: Cicero konnte, wollte und durfte anderen Systemen kein eigenes gegenüberstellen. Deshalb berechtigt das Fehlen eines Systems zu keinerlei Vorwurf, sondern ein solcher Vorwurf entspringt einem

grundlegenden Missverständnis und einer unangemessenen Erwartungshaltung. Hätte Cicero ein eigenes System entworfen, hätte dies seinen intellektuellen Suizid als skeptischer Akademiker bedeutet. Das hätte man ihm dann wirklich mit Recht vorwerfen können. Cicero folgt also bewusst keinem System, sondern lässt den Leser, wenn überhaupt, dann bestenfalls indirekt wahrnehmen, in welchen Äußerungen der Dialogteilnehmer sich die Urteile des Verfassers dieser Schriften am ehesten finden lassen. Zu weit geht mir deshalb auch die Behauptung,¹² Cicero stelle ganze philosophische Systeme auf den Prüfstand: Cicero prüft keine Systeme, sondern nimmt sie alle schlicht nicht ernst. Seine Gründe für dieses Verhalten finden sich in den *Academica*.

Cicero folgt einer Methode, die er mit *in utramque partem disserere* beschreibt. Das juristische *in utramque partem disserere*, der Indizienprozess bzw. die Auswertung der Indizien in den jeweiligen Plädoyers, ist Cicero als Ankläger wie als Verteidiger wie auch allen möglichen Rezipienten nur zu gut bekannt. Steht am Ende eines Prozesses die Frage, schuldig oder nicht, so steht am Ende der philosophischen Beweisführung, der Plädoyer in philosophischen Schriften, die nur implizite Frage an den Rezipienten, welchem Standpunkt er die höchste Wahrscheinlichkeit in einer bestimmten Frage geben wolle. Nirgendwo, außer in den *Academica*, sind Systeme Hauptgegenstand eines Dialogs. Das Urteil entsteht also im Kopf des Rezipienten, dem zwar bestimmte Wahrscheinlichkeiten nahe gelegt werden, der aber nirgendwo zur Übernahme eines Urteils gezwungen wird. Der Rezipient kann und soll die Indizien selbständig und individuell gewichten: *suum iudicium adhibere*, sein eigenes Urteilsvermögen benutzen.

Dass sich bei Cicero Anwaltstätigkeit, Rhetorik und Philosophie wegen erheblicher methodischer und moralischer Überschneidungen nicht sauber trennen lassen, hat nichts mit unsauberer Argumentationsführung zu tun, auch nicht mit einer „bedenklichen Vermengung“¹³ der Praxis des Gerichtsprozesses und des Ziels des Philosophen, das allein in der Wahrheitsfindung liegen müsse. Denn eben diese Voraussetzung (allein die Wahrheitsfindung sei Ziel des Philosophen) stimmt nicht.

Zu dem Vorwurf, Cicero sei nicht am Prinzip logisch stringenter Beweisführung orientiert,¹⁴ sei nur bemerkt, dass dies auch für andere römische Philosophen wie SENECA zutrifft, der trotz aller stoischen Logik dem Evidenzbeweis weit mehr Gewicht und Raum gibt als logischer Beweisführung. Es geht um Methode einerseits und Realisierung dieser Methode im Text, der kein Lehrbuch ist, sondern ein fiktiver Text in Dialogform. Es geht Cicero auch und nicht zuletzt um Vortragbarkeit, Vermittelbarkeit und Überzeugungskraft für den intendierten Rezipientenkreis. Ganz ohne Zweifel steckt hinter seinem Vorgehen eine überlegte und intellektuell für die Rezipienten sehr anspruchsvolle Methode: Er bekommt nicht Glaubenssätze, keine vorgefertigten Ergebnisse serviert, sondern Argumente und Gegenargumente, damit er ein, sein eigenes individuelles Urteil fällen kann – wohlgedacht, nachdem Cicero im *Hortensius* zum Nachdenken, zur Philosophie aufgefordert hat; zumindest einmal mit weltgeschichtlichen Folgen, auch wenn AUGUSTINUS dann (Gott sei Dank oder leider) eben doch nicht zum Skeptiker wurde.

Cicero behandelt einfache Fragen und versucht, durch die von ihm geschaffenen Plädoyers wahrscheinliche Antworten von weniger wahrscheinlichen zu trennen. Dass Cicero je nach Fragestellung Diskussionen schafft, die sich einmal in der Nähe der Stoa, dann der Skepsis und oft römischer Traditionen bewegen, ergibt sich bei seiner Methode von selbst und kann (ebenso wie die Ponderierung der dargelegten Standpunkte in den einzelnen Dialogen) etwas mit seinem persönlichen Standpunkt zu tun haben, muss diesen aber nicht verlässlich referieren. Wenn er bei dem höchsten Wert in *de finibus*, dem *honestum*, die Waage sich zur Stoa neigen lässt, dann nicht wegen einer Nähe zum stoischen System, sondern wegen des hohen Wahrscheinlichkeitsgrades der Antwort, die für ihn unabhängig vom stoischen System ist. Die in *fn.* 5 erreichte akademisch-peripatetische Position der *vita beatissima* wird nicht als die wahrscheinlichste bezeichnet, weil sie zu viele nicht eigentlich die Moral betreffende Voraussetzungen hat und deshalb unwahrscheinlicher ist als die stoische. Die *virtus*, das *honestum* genügt.

Cicero erklärt eine Antwort für wahrscheinlich(er), nicht eine Lehre oder ein System und er gibt überprüfbare Gründe an.¹⁵ Der Versuch, die gestellten Fragen zu beantworten, geschieht in Form von Indizienprüfungen. Cicero bietet Plädoyers, Controversien – genauer er lässt sie bieten, er legt sie den Teilnehmern seiner Dialoge in den Mund. Der bekannte Satz, Cicero schreibe irgendwo irgendetwas, ist deshalb fast immer falsch; Cicero lässt fast immer jemanden etwas sagen, gelegentlich, selten, auch sich selbst (doch dazu s. u.). Die komplette Sammlung dieser Aussagen ist zwar Ciceros Werk, vermittelt aber nicht Ciceros Meinung. Diese Plädoyers betreffen stets Einzelfragen, die aus den Systemen herausgelöst und ohne Rücksicht auf ihre ursprünglichen Kontexte *in utramque partem* besprochen werden. Die Isolierung der Fragen macht die Systeme, aus denen sie stammen, obsolet.

Aus dieser Art des Argumentierens kann auf keinen Fall ein neues Lehrgebäude entstehen, so sehr viele Cicerointerpreten dies auch vermissen und ihn deshalb als Eklektiker oder Eklektizisten bezeichnen. Kurz etwas zum Begriff.¹⁶

Der in der Antike kaum belegte Begriff erlebte im 17. Jh. seinen Durchbruch, vor allem in der Geschichtsschreibung und der Naturwissenschaft. DIDEROT hielt das Wort Eklektiker für einen Ehrentitel und bis etwa 1780 waren so Philosophie und Gelehrsamkeit stark ciceronisch-eklektisch-skeptisch geprägt;¹⁷ seit dieser Zeit ist der Begriff in Deutschland negativ bis sehr negativ konnotiert. WINCKELMANN, bekennender Eklektiker in der 1. Auflage seiner Geschichte der Kunst des Altertums, konvertierte mit der deutschen Philosophenmehrheit in der 2. Auflage zum radikalen Antieklektiker und formuliert:¹⁸ Eclectici seien aus Mangel eigener Kräfte nur Kopisten von Weltweisen und hätten wenig oder nichts Ursprüngliches hervorgebracht. Darüber ließe sich viel sagen, auch über den fatalen deutschen Hang zur Systemgläubigkeit, aber das ist ein zu weites Feld.

Argumentationshilfen zum individuellen Urteil wollen die philosophischen Schriften sein, nicht mehr und nicht weniger, und das, im zeitgenössischen Kontext für junge Römer, nicht zur Vermittlung eines Wertekanons, sondern

um begründet Werte gegeneinander abwägen zu können. Ciceros Darstellungen bleiben meist distanziert genug, um den Leser auch anderer Meinung sein zu lassen als den jeweils letzten Vertreter einer bestimmten Auffassung in einer seiner Schriften. Das erreicht er dadurch, dass er seine Dialogteilnehmer nicht diskriminiert und auch den Vertretern der epikureischen Lehre selbstverständlich ihre persönliche Würde lässt, obwohl er ihre Meinung als haltlos charakterisiert. Dem Urteilsvermögen seiner Leser greift er auch dann nicht unzulässig vor, wenn er im *Cato* und im *Laelius* wie in *De re publica* vorbildliche Römer schafft und schildert.

Cicero zerlegt bzw. zerstört mit seiner Methode alle geschlossenen philosophischen Systeme. Die Christen bedienten sich der Sprengkraft seiner Argumente, allerdings im Dienste eines neuen geschlossenen, christlichen Systems. Erst als dieses System in der europäischen Aufklärung Auflösungserscheinungen zeigte, wurden Naturwissenschaftler sich wieder des Ahnherrn dieser Haltung bewusst.

5. Philosophie und Empirie

MOMMSEN hat Ciceros Schrift über den Staat als wunderliches geschichtlich-philosophisches Zwittergebilde bezeichnet. BLÖSSNER¹⁹ schildert in seiner Abhandlung anhand von *rep.* 1,13, wie Cicero Überlegungen und Begriffe philosophischer Provenienz zu einem Argument gegen die Philosophie schmiedete. Ein Staatsmann sei bedeutender als ein Philosoph, lautet die These, und die Philosophen sahen und sehen dies oft ganz anders, zumal PLATO, dessen *Politeia* öfter Vorbild von *De re p.* genannt wird, in Wahrheit aber doch wohl ihr Gegenstück ist. Mit Recht geht Blößner davon aus, dass die Vorrangstellung des Staatsmanns Ciceros Intention war. Wichtig sei für den Menschen der *usus maximus virtutis*, der größte Nutzen, den er mit seinen Fähigkeiten erreichen kann. Cicero verallgemeinert stark: es geht um Römer. Aber er geht einen besonderen Schritt: Seine Darstellung entkoppelt *eudaimonia* und *virtus* (das geschieht nicht erst durch KANT). Persönliches Glück tritt hinter dem Wirken für die Gemeinschaft zurück. So kann der Aufsatz mit dem Satz schließen, *de re p.* verfolge trotz

seiner formalen und thematischen Anlehnungen an Texte bedeutender Philosophen selbst keine rein philosophische Zielsetzung. M. a. W.: Cicero argumentiert mithilfe des jüngeren SCIPIO und der römischen Verfassung gegen griechische Staatstheorie; immer wieder und auch durch griechische Theoretiker bestätigte römische Erfahrung sei jeder griechischen Theorie überlegen. Wenn Theorie und Praxis kollidieren, zieht Cicero stets die praktische Erfahrung vor, in der Politik, in der Theologie, beim freien Willen und beim *fatum* – und mit römischen Augen gesehen hatte er stets Recht: Erfahrungen sind stärker als theoretische Postulate. Cicero wendet sich nicht gegen die Philosophie, sondern gegen von einzelnen Richtungen vertretene Thesen. Und eben hier liegt seine Leistung: Mit seiner Verwendung und Verbindung von griechischer Theorie und römischer (möglicherweise idealisierter) Erfahrung überwindet er diese Dichotomie und kann bei der Füllung der Wagschalen des Pro und Contra nicht nur auf spekulative Theorien zurückgreifen, sondern sie mit einem beträchtlichen, oft entscheidenden Quantum von Argumenten aus römischer Geschichte, römischer Praxis, römischer Erfahrung, römischen Überzeugungen füllen. Es fällt schwer, diese Argumente (z. B. gegen die Weissagung, gegen den abstrakten und weltfremden *Sapiens*-Begriff, gegen bestimmte Gottesvorstellungen, gegen das *Fatum*) als unphilosophisch zu bezeichnen, wenn man den Begriff philosophisch nicht von vornherein einschränkt und alles das, was man ausgeschlossen hat, unphilosophisch nennt. Ciceros Philosophiebegriff ist jedenfalls viel weiter als der seiner Kritiker; undogmatischer ist er allemal, besonders weil er die Suche nach dem Wahrscheinlichen wirklich ernst nahm.

„Ich bin weder mit den Schriften zufrieden, die uns die größten und weisesten Geister Griechenlands hinterlassen haben, noch wage ich, das mir Einsichtige jenen vorzuziehen“, legt Cicero in *rep.* 1,36 SCIPIO in den Mund, der sich als durch Erfahrung und häusliche Lehren mehr geformt beschreibt als durch Bücherweisheiten. PHILUS erwartet, dass Scipios Ausführungen für die Anwesenden weit gedankenreicher als alle griechischen Schriften sein werden.

Immer wieder stoßen in Ciceros *Philosophica* die Realität des römischen Staates und die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der skeptischen Akademie zusammen, formuliert Süß (20), aber keineswegs nur die: Immer wieder stoßen römische Realität und griechische Philosophie zusammen. Ciceros jüngerer Scipio konnte deshalb die neuere Akademie als *perturbatrix harum omnium rerum* und ihre Meinungen über Verfassung und Staat als Bruchlandung (*edet nimias ruinas* 1,39) bezeichnen. Diese Antinomie von griechischer Theorie und römischer historischer Erfahrung prägt die Argumentationen der *Philosophica* häufig, entweder implizit (*Cato maior*, *Laelius*, *de officiis*) oder öfter noch explizit (*rep.*, *div.*, *ND*, *de fato*).

Deutlichste Zeichen der Verbindung von philosophischer Methode und römischer Erfahrung sind immer wieder die zum Vorbild erklärten *maiores*, die bei Cicero (wie auch Nestor und Odysseus) den sonst Philosophen vorbehaltenen Ehrentitel *sapientes* erhalten. Sie und nicht irgendwelche unerreichbaren und eigentlich nur virtuell existenten *sophoi* sind Ergebnisse richtiger Orientierung und damit in großem Umfang eben auch erreichbare Vorbilder. Ciceros Methode liegen *common sense* und Sachargumente zugrunde, keine Dogmen. Vorbildliches Verhalten zeigt nur für gläubige Stoiker der stoische Weise, für die sicher weit überwiegende Mehrzahl aller Römer aber viel eher der von Cicero gezeichnete alte CATO, der von GAWLICK als „auf den Begriff gebrachte Erfahrung“ charakterisiert wurde, aber gerade das nicht ist: Es sind Erfahrung und Lebensklugheit, die Cicero auf eine Person gebracht hat. In Schriften wie dem *Cato*, dem *Laelius* oder *De officiis* stehen auch nicht vor allem Zweifel am Ende, sondern (römische) Sicherheit. Cicero macht immer wieder klar, dass seine Schriften es mit der konkreten menschlichen und speziell der römischen Lebenswirklichkeit zu tun haben.²⁰

Praktische Erfahrungen in philosophischen Zusammenhängen nicht zu schätzen, sie umgehend für sachfremd zu erklären und möglichst rasch zu eliminieren, ist in Theoriediskursen eine sehr alte und sehr alterslose Erscheinung, deren häufiges und autoritäres Auftreten nichts

über ihre Relevanz oder ihren Wahrheits- oder Wahrscheinlichkeitsgehalt, sondern nur etwas über die Vorzüge der Trennung von Theorie und Praxis sagt: Man kann in geschlossenen Räumen unter sich bleiben.

6. Ciceros in Ciceros Schriften

Einer der gewichtigsten und sehr oft wiederholten Vorwürfe gegen Cicero lautete, seine Haltung zu bestimmten Fragen sei nicht kohärent; mit anderen Worten, er hätte (zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Zusammenhängen) immer dieselben Antworten geben sollen. Doch Cicero äußert seine Haltung, seine Antworten gar nicht: Erstens handelt es sich bei seinen Schriften nicht um Lehrschriften, die seine Meinungen, seine Urteile verbreiten sollen. Zweitens widerspräche die Formulierung seines eigenen Urteils auch seinem erklärten Ziel, das Urteilsvermögen seiner Rezipienten zu schärfen. Denn eben die Vermittlung fertiger Urteile verhindert die Entwicklung eines individuellen Urteilsvermögens. Die Frage nach seinem ganz persönlichen Urteil hält er für überzogen (*de nat. deorum* 1, 10): *qui autem requirunt quid quaque de re ipsi sentiamus curiosius id faciunt quam necesse est*. Dass wir in den von Cicero schlüssig geformten Gestalten wie CATO, SCIPIO und LAELIUS ebenso wie in *De re publica* und *De legibus* doch etwas von Ciceros Überzeugungen glauben fassen zu können, liegt auf einer anderen Ebene.

Immer wieder sucht man in Ciceros *Philosophica* nach Zeugnissen aktiven Philosophierens (ohne diese Schriften selbst als aktives Philosophieren wahrzunehmen) und Ciceros eigener philosophischer Haltung. Dabei setzt man voraus, dass der historische Cicero in seinen *Philosophica* auftrete und deshalb seine persönlichen philosophischen Überzeugungen aus den Äußerungen heraus bestimmt werden können, die er mache, wenn er sich auftreten lässt. Bei den *Philosophica* handelt es sich jedoch (wie schon einmal gesagt) nicht um Lehrschriften im einfachen Sinn, sie vermitteln keine Lehren und Lehrsätze, sondern um fiktive Dialoge, also (jedenfalls auch) um Literatur. Cicero wäre der letzte, der dies bestritte: Immer wieder wirft er den Epikureern das niedrige Niveau ihrer Schriften vor. Wenn wir es aber mit fiktiver

Literatur zu tun haben, wird die Frage nach den Überzeugungen des Verfassers, die aus dem Text heraus deutlich werden sollen, fragwürdig: Die Tücken der biographischen Interpretation sind bekannt: OVID und HORAZ haben wir längst und mit Recht ein oder mehrere dichterische, lyrische, satirische Ichs verliehen und sind seitdem vor gröberen Fehl- bzw. Zirkelschlüssen einigermaßen sicher. Die Frage muss also lauten: Haben wir es bei dem, was Cicero in den *Philosophica* als Cicero (im übrigen zu ganz unterschiedlichen Zeiten in ganz unterschiedlicher Gesellschaft) auftreten lässt, wirklich mit dem leibhaftigen historischen Cicero zu tun oder mit einem in den Texten wandelbaren philosophischen oder besser dialogischen Ich? Was literaturwissenschaftlich selbstverständlich erscheint, nämlich Cicero als historische Existenz und die in seinen Dialogen agierende literarische Person Cicero voneinander zu trennen, erweist sich für die philosophische Lektüre als praktisch. Damit verbindet sich konsequent die weitere Frage, ob wir es in den Vorreden der *Philosophica* möglicherweise mit einem dritten, ‚praefatorischen‘ Cicero zu tun haben. Heuristisch halte ich es in der Tat für richtig, diese drei Cicerones bis zu einer genauen Untersuchung dieser Fragestellung voneinander zu trennen. Das dialogische und das praefatorische Ich Ciceros befreien den Rezipienten von der Notwendigkeit, nicht selten auftretende Widersprüche in ihm und seinem Denken festzustellen und ihm gedankliche Nachlässigkeit vorzuwerfen. Wenn von ihm in erster Person getätigte Aussagen nicht miteinander kompatibel sind oder sich im Laufe der Jahre ändern, muss das nicht auf seine wirklichen persönlichen Überzeugungen, die wir in den seltensten Fällen kennen, und/oder sein gedankliches Unvermögen zurückzuführen sein. Cicero selbst hat, wie gesagt, die zurückgewiesen, die seine Überzeugungen kennen lernen wollten. Diese Warnung Ciceros wird selten ernst genommen. Wenn wir annehmen bzw. davon ausgehen, dass Cicero in seinen philosophischen Schriften eine literarische oder jedenfalls oft eine literarische Fiktion ist, haben wir weniger Probleme mit ihnen und ihm.²²

Mit der Frage nach Ciceros philosophischer Einstellung wird oft die Forderung nach festen Überzeugungen erhoben: Sie lässt sich mit der

Frage kontern, wie ein Skeptiker, dem es um das *probabile* geht, einen wann auch immer einmal erreichten Standpunkt fixieren und als gültig festhalten kann? Ciceros Schriften sind, was einzelne Argumente und Argumentationsgänge angeht, als Momentaufnahmen anzusehen. Der Skeptizismus bzw. Probabilismus erlaubt keinen unveränderlichen festen Standpunkt, da jederzeit jedes neu hinzugenommene Argument die Waage des Pro und Contra anders ausschlagen lassen kann. Dass Erfahrung klug macht und neue Argumente liefert, dürfte außerhalb geschlossener Systeme unbestritten sein.

Wer einen einheitlichen Standpunkt Ciceros vermisst, hegt implizit die Erwartung, Cicero hätte über Jahrzehnte hinweg in jeder Frage einen festen Standpunkt beibehalten müssen. Diese Forderung ist nur innerhalb geschlossener Systeme erfüllbar (wie dem der Epikureer, die an ihre Systeme glauben und ihren Gründervater als einen Gott zu betrachten bereit sind). Cicero behält nicht inhaltlich, sehr wohl aber methodisch einen einheitlichen Standpunkt bei, den man vereinfacht formuliert so bestimmen könnte: Da die Wahrheit durch die menschlichen Sinne nicht erkennbar ist, muss sich das menschliche Handeln auf Wahrscheinlichkeitsgründe stützen. Um einen möglichst hohen Grad an Wahrscheinlichkeit erreichen und verantwortbare Urteile und damit verantwortbare Entscheidungen fällen zu können, bedarf es einer möglichst umfassenden Empirie und eines ebenso möglichst umfassend trainierten Denkkapparats, der sich bzw. seine Erkenntnisse immer wieder selbst zu überprüfen und in Frage zu stellen imstande ist. Die Philosophie liefert demnach die Voraussetzungen, die Spielregeln für jede intellektuelle Auseinandersetzung mit den von Philosophenschulen und Realität gelieferten Argumenten, sie bietet aber, folgen wir Cicero, keine festen Antworten, kein Endergebnis. Für Antworten und Ergebnisse ist jeder selbst verantwortlich: *itaque soli sumus liberi*.

Nur wenn wir uns von den Fesseln fast schon eingebrannter Sichtweisen frei machen, können wir frei urteilen, und wer nicht über fixierte Wahrheiten verfügt, ist auch offen für Einsichten anderer:²³ Probabilismus bedeutet Toleranz. Sich von der Schönheit irgendeines Systems

über die Unschönheiten der Realität und über alle Kollisionen zwischen System und Realität hinwegtrösten lassen heißt das Denk- und Urteilsvermögen ausschalten. Diese von Cicero intendierte und durch seine Schriften propagierte Grundhaltung ist höchstwahrscheinlich richtig, ein *maxime probabile*.

Diesen Weg sind nach Cicero viele Jahrhunderte hindurch nur sehr wenige gegangen. Einer von ihnen war PETRARCA:²⁴ „Ich bin keiner Meinung, keiner Sekte, keinem Menschen so ergeben, dass ich nicht von einer vernommenen Wahrheit abweichen könnte. Das habe ich bei Cicero und Augustin gelernt. (...) Schon als Knabe hatte ich bei Horaz eindrucksvoll mitbekommen, auf keines Meisters Worte zu schwören: *nullius addictus iurare in verba magistri*“.²⁵ In der neuzeitlichen Wissenschaft allerdings, soweit sie nicht (noch) auf Glaubenssätzen unterschiedlichster Art beruht, hat sich – pointiert gesagt – Ciceros Rationalismus durchgesetzt. Wie weit Wissenschaft von Wahrheit entfernt ist, wie sehr sie mit Wahrscheinlichkeiten operieren muss, wird beinahe täglich an neuen Hypothesen deutlich, die nicht mehr sind als eben jederzeit revidierbare Wahrscheinlichkeiten.

Literaturangaben:

- M. Albrecht, Eklektik, Stuttgart 1994.
- M. Beard, Cicero and Divination: the Formation of a Latin Discourse, JRS 76, 1986, 33-47.
- N. Blößner, Cicero gegen die Philosophie, Nachr. Akad. Wiss. Göttingen, Philol.-hist. Klasse, Göttingen 2001.
- K. Bringmann, Cicero, Darmstadt 2010.
- K. Büchner (Hg.), Das neue Cicerobild, Darmstadt 1971.
- M. Erler, Römische Philosophie, in: F. Graf (Hg.), Einleitung in die lateinische Philologie, Stuttgart-Leipzig 1999, 537-598.
- G. Gawlick – W. Görler, Cicero, in: Überweg, Philosophie der Antike 4,1, hg. von H. Flashar, Basel 1994, 991-1168.
- A. Haltenhoff, Cicero und die Philosophie, in: Hortus litterarum antiquarum, FS H. A. Gärtner, Heidelberg 2000, 219-233.
- J. Leonhardt, Cicero, in: Philosophie des Altertums Bd. 2, hg. von M. Erler und A. Graeser, Darmstadt 2000, 55-69.

- J. Leonhardt, Ciceros Kritik der Philosophenschulen, Zetemata 103, München 1999.
- R. Philippson, Cicero: Philosophische Schriften, RE VII A (1939) 1104-1194 s. v. Tullius 29.
- J. Sauer, Argumentations- und Darstellungsformen im ersten Buch von Ciceros De legibus, Heidelberg 2007.
- W. Schmidt-Biggemann, Topica universalis, Hamburg 1983. Ders., Theodizee und Tatsachen, Frankfurt 1988, 223-288.
- W. Stroh, Cicero. Redner, Staatsmann, Philosoph, München 2008.
- W. Süss, Cicero. Eine Einführung in seine philosophischen Schriften, Abh. Akad. Mainz, Geistes- und sozialwiss. Klasse 1965, Mainz 1966.
- J. J. Winckelmann, Geschichte der Kunst des Altertums, hg. von A. H. Borbein u. a., Mainz 2002.
- J. Zetzel, rez. A. Dyck, Cicero's Laws (2004) in: CR 55, 2005, 111-113.

Anmerkungen:

Die vorstehende Skizze hat ihren Vortragscharakter beibehalten. Der Verfasser weiß nur zu gut, was und wen er bei einer anderen Art der Darstellung hätte nennen müssen und wem er Dank schuldet. Die Darstellung von Gawlick und Görler ist grundlegend.

- 1) Fuhrmann 310: „Diese negative, besonders effektiv von Mommsen propagierte Betrachtungsweise bewirkte, dass sich die Bedeutung Ciceros im Formalen zu erschöpfen schien.“
- 2) Weitere erschreckende Werturteile bei Gawlick-Görler 1026.
- 3) Das ‚neue Cicerobild‘, das im gleichnamigen ‚Wege der Forschung‘-Band begegnet, ist in seiner sprachlichen und intellektuellen Bindung an die Entstehungszeit der einzelnen Beiträge oft nicht mehr leicht genießbar, trotz vieler Anregungen, und gerät nicht selten in zweifelhafte Behauptungen hinein, die mit professoraler Autorität vorgetragen werden. Auch Gawlick-Görler 1994 und Leonhardt 2000 sind nicht frei von Aussagen, denen gegenüber Skepsis angebracht ist. Bemerkenswerter Weise gibt es nach Wilhelm Süss seit einem halben Jahrhundert abgesehen von Gawlick-Görler kein deutschsprachiges Buch über Ciceros philosophisches Corpus. Bei Fuhrmann wie bei Stroh und Bringmann stehen die philosophischen Schriften nicht eben im Vordergrund.
- 4) Haltenhoff 2000.
- 5) Z. B. bei Haltenhoff 2000.
- 6) Augustin c. Acad. 1,3,7.

- 7) Gawlick-Görler 1104f.
- 8) Arist. Rhet. 1355b25.
- 9) Philippson 1939 bes. 1180-1183.
- 10) Leonhardt 2000, 56.
- 11) non enim tam auctoritatis in disputando quam rationis momenta quaerenda sunt. quin etiam obest plerumque auctoritas eorum, qui se docere profitentur; desinunt enim suum iudicium adhibere, id habent ratum, quod ab eo, quem probant, iudicatum vident. De nat. deorum 1,10.
- 12) Leonhardt 2000, 62.
- 13) Leonhardt 2000, 68.
- 14) Sauer 14.
- 15) Entgegengesetzt Gawlick-Görler 1117: „Es sind keine überprüfbaren Gründe, die Cicero veranlassen, eine philosophische Lehre für wahrscheinlicher zu erklären als eine andere. Er folgt dem, was ihn intuitiv und persönlich als ‚wahrheitsnah‘ berührt.“
- 16) Zum Begriff und seiner Geschichte vgl. Albrecht 1994. Schmidt-Biggemann 1983. 1988.
- 17) Vgl. Schmidt-Biggemann (1988) 223-288.
- 18) Winckelmann 2,463.
- 19) Blößner 2001.
- 20) Zetzel 113.
- 21) Wie z. B. Haltenhoff und Leonhardt.
- 22) Mary Beard hat m. W. als erste davor gewarnt, Ciceros Meinung aus seinen verschiedenen Äußerungen in seinen Philosophica zu erschließen. (43: ‚I would argue more broadly that the dialogue structure itself could be used (though not always) as a depersonalizing, distancing device, which obviated the need for Cicero, as author, to identify with any one expressed opinion.‘) – Sauer hat überzeugend Cicero als Verfasser von Marcus als Dialogfigur abgehoben. Sauers Fazit (239f.), Ciceros Argumentation sei topisch orientiert, Lehrsystemen griechischer Philosophen entlehnte Philosopheme würden in Ciceros Darstellung formal zu Argumenten und dabei mit Vorstellungen und Konzepten aus der römischen Lebenswelt angereichert, trifft keineswegs nur für De legibus Wesentliches. Beard wie Sauer geben weit über den Titel hinaus Anregungen zum besseren Gebrauch und Verständnis ciceronischer Philosophica.
- 23) Tusc. 2, 5.
- 24) Familiarium rerum libri IV 16, 5.
- 25) epist. 1, 1, 14.

WIDU-WOLFGANG EHLERS, Berlin

Cicero und John Adams

In der Besprechung von CARL J. RICHARDS Buch „Zwölf Griechen und Römer, die Geschichte schrieben“ (Deutsche Ausgabe: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2005; aus dem Englischen übersetzt von DIANA SOMMER-THEOHARI, 278 Seiten. Englische Originalausgabe: *Twelve Greeks and Romans who changed the World*, Maryland 2003)¹ hatte ich gesagt, dass der Autor, ein amerikanischer Historiker mit dem Forschungsschwerpunkt Gründungsgeschichte der USA, immer wieder auf die Antike und ihre Bezüge zur und Bedeutung für die amerikanische Geschichte zurückkommt. Jedenfalls sieht er immer wieder Verbindungen, die manchmal, zumindest für uns Europäer, etwas überraschend oder auch verblüffend wirken. Das Beispiel Thermopylen und Alamo habe ich schon in der genannten Besprechung (S. 25) erwähnt; Richard nennt zum Beispiel auch noch PERIKLES – LINCOLN, die Zeusstatue von Olympia, die „später als Modell für eine Monumentalstatue GEORGE WASHINGTONS“ (S. 85) diene, den Verlust (für Athen) von Amphipolis von 346 v. Chr., den er „das historische Äquivalent des Münchner Abkommens von 1938 zwischen NEVILLE CHAMBERLAIN und HITLER“ (S. 139) nannte. Weitere Beispiele ließen sich nennen. Auf einen Themenbereich beziehungsweise einige Personen möchte ich hier eingehen, die für Richard besonders wichtig sind; dies ist der Gedanke der Mischverfassung, den er als ein Vermächtnis der Antike für unsere Welt und auch vor allem die USA sieht:²

„Die Langlebigkeit der amerikanischen Verfassung ist zum großen Teil dem Scharfsinn zu verdanken, mit dem die Gründerväter die zwei antiken Theorien des Naturrechts und der Mischverfassung den einmaligen Bedürfnissen einer modernen Gesellschaft anpassten.“³

Die Ursprünge dieser Theorie sieht er bei PLATON, der vorschlug, dass „die beste Verfassung ... eine gemischte sein“ (S. 124) solle, „so dass sie die Macht des Einzelnen, der Wenigen und der Vielen im Gleichgewicht halte.“ (ebd.) Damit wurde Platons Theorie der Mischverfassung „eine der maßgeblichsten Theorien in der abendländischen Geschichte“ (ebd.), die nach

Meinung von Richard in der Politik des ARISTOTELES „unsterblich“ (ebd.) wurde:

„Aristoteles’ berühmte Weiterentwicklung von Platons Theorie der Mischverfassung steuerte in hohem Maße zur Etablierung eines Mischsystems in den USA unter den Auspizien der US-Verfassung bei. Auf der verfassungsgebenden Versammlung riefen ALEXANDER HAMILTON und andere Gründerväter Aristoteles zum Zeugen an für die Notwendigkeit, eine Mischverfassung einzuführen. So tarierten die Staatsgründer die Macht der Bundesregierung zwischen dem Einen (dem Präsidenten), den Vertretern der Wenigen (dem Senat) und den Vertretern der Vielen (dem Repräsentantenhaus) aus.“ (Ebd.)

Unter den „anderen Gründungsvätern“ war auch JOHN ADAMS, dem das besondere Interesse von Richard gilt, weil er „Cicero sein ganzes Leben lang zum Abgott“ (S. 212) machte und damit die vielleicht „einflussreichste Persönlichkeit der klassischen Antike“ (S. 202), wie Richard CICERO nennt, auch in die frühe Geschichte der USA einbindet.⁴ Die Ausführungen von Richard über Cicero, seine Leistungen und sein Vermächtnis sind die mit Abstand längsten des Buches. Zu den Leistungen Ciceros gehört zum Beispiel, „die griechischen Lehrsätze der Volkssouveränität, der Mischverfassung und des Naturrechts in den Mittelpunkt abendländischen Denkens“ (S. 207) gerückt zu haben. „Außerdem hatte Ciceros Staat (51 v. Chr.) den Erfolg Roms der vorgeblichen Mischverfassung der Republik zugeschrieben.“ (Ebd.) Die beste Staatsform für Cicero ist die aus drei Formen gemischte: Die Art (*genus*) ragt heraus, „*quod erit aequatum et temperatum ex tribus primis rerum publicarum modis*“.⁵ Eine solche Verfassung hat auch eine große Ausgeglichenheit und Stabilität oder Festigkeit („*aequalitas*“ und „*firmitudo*“, ebd.). Wenige Sätze später bezeichnet Cicero es sogar als seine feste Überzeugung, dass nur diese Verfassungsform die richtige sei; dies sei auch die Verfassung, die sie (die Römer natürlich) und ihre Väter schon von den Vorfahren übernommen haben.⁶ KLAUS BRINGMANN kommentiert dies folgendermaßen:

„... es ist mehr als fraglich, ob es jemals den idealen Zustand gegeben hat, den Cicero dem Staat der Vorfahren zuschreibt. Das von ihm in *De re publica* entworfenen Bild ist wohl eher ein Konstrukt, nicht ein getreues Abbild vergangener Wirklichkeit, sondern Angleichung der römischen *res publica* an das griechische Modell der gemischten Verfassung.“⁷

Cicero greift damit Gedanken auf, die schon POLYBIOS, der ausgesprochene Bewunderer der Römer und ihres Staates, geäußert hatte, der dabei natürlich auch wieder auf die griechische Staatsphilosophie zurückgriff:

„Die meisten, die uns eine Verfassungslehre haben geben wollen, unterscheiden drei Verfassungsformen, die sie Königtum, Aristokratie und Demokratie nennen. Man kann aber ... mit Recht an sie die Frage richten, ob sie uns diese als die einzigen oder vielmehr als die besten vorstellen. In jenem wie in diesem Falle sind sie meines Erachtens gleichermaßen im Irrtum. Denn es ist klar, dass als die beste Verfassung die anzuerkennen ist, die alle drei genannten Einzelverfassungen in sich vereinigt. Dafür haben wir nicht nur theoretische Beweise, ... Auch die Römer sind mit ihrer Staatsordnung an dasselbe Ziel gelangt, ... sie besitzen die beste Verfassung, die es heute gibt.“⁸

Die drei Teile, die seiner Meinung nach in der römischen Verfassung so perfekt gemischt sind, sieht Polybios im Konsulat (das Monarchische), dem Senat (das Aristokratische) und der/den Volksversammlung/en (das Demokratische).

Wie oben schon gesagt, gehörte auch J. Adams zu den Bewunderern Ciceros. Er las ihn laut, nahm ihn sich zum Vorbild und unternahm den „lebenslangen Versuch, Cicero nachzueifern.“⁹ Eine typische Stelle möge das zeigen:

„Die bestbekannte Epoche der Weltgeschichte ist jene zwischen MARIUS und dem Tod Ciceros, und das verdanken wir allein Ciceros Briefen und Reden. Durch sie nehmen wir die wirkliche Natur des Zeitalters und die Leidenschaft der Schauspieler auf der Bühne wahr. Cicero, CATO und BRUTUS waren die einzigen drei, in denen man wirklichen Patriotismus erkennen kann ... Cicero hatte die größten Fähigkeiten und die unwandelbarste, klügste und hartnäckigste Anhänglichkeit der Republik gegenüber.“ (ebd.)

Adams „fand Trost“ dabei, „die Opferdienste des antiken Staatsmanns zu bedenken ...“ (ebd.), er schreibt, dass „so ein Mann ... sich selbst ganz dem Staat verschreiben und ... nicht nach Macht und Reichtum streben“ (S. 212) wird. Im letzten Satz seines Abschnittes über Cicero spricht Richard sogar von Ciceros „Märtyrertod“ (S. 214).

Wer war nun dieser John Adams? Er wurde am 30. Oktober 1735 in Massachusetts geboren, starb 1826, war Jurist, Politiker und Diplomat und der zweite Präsident der USA, der gleichzeitig der einzige Präsident (1797 – 1801) der *Federalists* war. Nach J. HEIDEKING gehörte „Adams zu den begabtesten und moralisch integersten Männern der Gründergeneration.“¹⁰

Die *Federalist Party* bestand zwischen 1792 und 1816. Danach verschwand sie praktisch. Ihr Gründer, der ab 1789 erster Finanzminister (*secretary of the treasury*) unter GEORGE WASHINGTON war, war ALEXANDER HAMILTON, der sich laut Richard (S. 124) bei seinen Vorstellungen von einer Mischverfassung auch für die USA auf ARISTOTELES berief (genau wie Adams auch). Die *Federalists* hatten ihre Basis im städtisch geprägten *New England* und traten für eine starke Regierung auf gesunder finanzieller Basis ein. Ihre innenpolitischen Gegner waren die Republikaner beziehungsweise die Demokratisch-Republikanische Partei (gegründet 1792), deren wichtigster und bekanntester Politiker THOMAS JEFFERSON war. Ihre Mitglieder nannten sich selbst *Republicans*. Sie hatten ihre Basis im ländlichen Süden, waren entschiedene Anhänger republikanischer Prinzipien, die sie durch (angebliche) monarchistische Tendenzen der *Federalists* bedroht sahen, und waren demzufolge gegen eine starke Zentralregierung. Außenpolitisch neigten sie zu Frankreich (zumindest solange, wie es noch keine Alleinregierung unter NAPOLEON hatte) und lehnten eine Zentralbank als „*unconstitutional*“ ab. Sie vertraten also eher die Interessen der Einzelstaaten.

Wie oben schon angedeutet, verstand J. Adams den Begriff „Gleichgewicht“ (*balance*) als Kernbegriff und Geheimnis der politischen Wissenschaft und Politik. In einer gemischten und begrenzten Regierungsform sah Adams „sein

Ideal“ (Heideking, S. 67), wobei ihm vor allem die Stärke der Bundesregierung und der Exekutive wichtig war. Die Verfassungen einiger amerikanischer Bundesstaaten fand er „zu demokratisch“ (ebd.), er sah mehr die Notwendigkeit einer „natürlichen Aristokratie“ (S. 66). Von daher überrascht es nicht, dass Adams „ein Bewunderer der ‚alten‘ englischen Verfassung, wie sie von der *Whig*-Opposition in England selbst hochgehalten wurde“ (S. 67), blieb. Er hatte sogar die „Überzeugung, dass die Vereinigten Staaten auf längere Sicht eine ‚monarchische Republik‘ wie England werden würden“ (S. 68). Man warf Adams unter anderem auch vor, dass er britische Soldaten, die an dem „*Boston Massacre*“¹¹ beteiligt waren, als Anwalt verteidigt hatte (die meisten Soldaten wurden mangels Beweisen freigesprochen).

Aus seiner Sicht musste der Präsident hauptverantwortlich für die Stabilität des gesamten Staatswesens sorgen, indem er sich – je nachdem, von wo die größere Gefahr drohte – entweder gegen die zu Irrationalität neigenden Volksmassen oder gegen die auf Macht und Reichtum versessene Elite stellte. Aus dieser Vorstellung vom Präsidenten als unabhängigem Mittler zwischen den maßgeblichen sozialen Kräften ergab sich für die Regierungspraxis eine erstaunliche Mischung von Machtentfaltung und Passivität. ... Andererseits konnte er durchaus schnell und energisch entscheiden, wenn er die ‚*Balance*‘ bedroht glaubte.¹²

John Adams wurde nicht wiedergewählt und verließ am 4. März 1801 „unbemerkt die Hauptstadt in Richtung Neuengland.“ (S. 72)

„Mit 65 Jahren fühlte sich der Expräsident zu alt und zu schwach, um in den Anwaltsberuf zurückzukehren oder ein neues Amt anzustreben. Er lebte aber noch 25 Jahre als *elder statesman* in Quincy bei Boston, hatte also noch viel Zeit und Muße, über seine Erfahrungen, die amerikanische Revolution und den Gang der Geschichte insgesamt nachzudenken. Literarisch-philosophische Qualität erreichten diese Reflexionen in einem intensiven Briefwechsel, den er 1811 mit seinem ehemaligen Antagonisten JEFFERSON begann und der ihn die Bitterkeit der Niederlage überwinden half. Nachdem er 1824 noch die Wahl seines Sohnes JOHN QUINCY ADAMS

zum Präsidenten erlebt hatte, starb er am 4. Juli 1826, dem 50. Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, nur wenige Stunden vor Jefferson.¹³ Dieses erstaunliche Zusammentreffen trug sehr dazu bei, den Mythos von den ‚*Founding Fathers*‘ zu festigen und den Glauben an die lenkende Hand der ‚Vorsehung‘ zu stärken. Heute gilt John Adams zu Recht als ein bedeutender Staatsmann, doch diese Wertung gründet sich auf die gesamte Lebensleistung, nicht in erster Linie auf seine Präsidentschaft, die dem ‚amerikanischen Experiment‘ wenig neue Impulse vermitteln konnte.“¹⁴

Auch in den USA erfährt John Adams immer noch Aufmerksamkeit. Dies ist wohl auch auf TOM HANKS zurückzuführen, den man ja sicherlich als Schauspieler kennt, vor allem wahrscheinlich aus „*Forrest Gump*“ von 1994, wo er die Hauptrolle spielte, der jetzt aber auch als Produzent tätig ist. In zunehmendem Maße widmet er sich historischen Themen:

“To the young Tom Hanks history was as dull as an algebra equation ... Like a lot of Americans, he found memorizing historical facts boring ... My idea of American history was just a course you were forced to take”, Hanks says, laughing.

Yet over the past two decades – from his movies Saving Private Ryan and Charlie Wilson’s War to the HBO miniseries he has produced, From the Earth to the Moon, Band of Brothers, John Adams and The Pacific, his latest project – Hanks has become American history’s highest-profile professor, bringing a nuanced view of the past into the homes and lives of countless millions.”¹⁵

Dabei nähert sich Hanks, dessen Familie *“directly related to Nancy Hanks Lincoln, mother of the 16th U.S. President”* (ebd.) war, seinen historischen Themen natürlich nicht als Geschichtsprofessor, sondern aus einem über Jahre hinweg gewachsenen Interesse und weil er seine Geschichtsdefizite beseitigen wollte.

“What differentiates Hanks from the academic past masters is his conviction that the historical experience should be a very personal one. He harbors a pugnacious indignation against history as data gathering, preferring the work of popular historians like McCullough, Ambrose, Barbara Tuchman and Doris Kearns Goodwin. He wants viewers to identify with their ancestors, allowing

them to ponder the prevalence of moral ambiguity, human willpower and plain dumb luck in shaping the past. And he wants to be transported back in time ...“ (a. a. O., p. 28)

Für seinen Film „John Adams“ von 2008, in dem PAUL GIAMETTI der Hauptdarsteller war, stützte sich Hanks auf das Buch „John Adams“ des Historikers DAVID MCCULLOUGH von 2001 (er gewann damit sogar im Jahre 2002 einen Pulitzer-Preis), über den er sagte: *“McCullough made me appreciate Adams for the first time ... His retelling of the Boston Massacre is mind-blowing.”* (p. 27) Und beide, sowohl McCullough als Autor, der über *“American historical illiteracy”* (p. 28) schimpft, als auch Tom Hanks als Filmproduzent hatten wohl durchaus Erfolg, denn von McCulloughs Buch wurden *“about three million copies”* (p. 26) verkauft, während der Film von Hanks *“5.5 million viewers per episode”* (ebd.) hatte.

Bleibt bloß noch nachzutragen, dass der Film „John Adams“ im Jahre 2009 in sieben Teilen im Schweizer Fernsehen (SF 1) lief.

Anmerkungen:

- 1) Diese Besprechung erschien im „Mitteilungsblatt“ des DAV-NRW 1/2011, S. 21ff.
- 2) Dies zeigt schon der Titel eines seiner Bücher *“Greeks and Romans Bearing Gifts: How the Ancients Inspired the Founding Fathers”* von 2008.
- 3) Richard, Zwölf Griechen und ..., S. 134.
- 4) Nach Richard gehörte auch Friedrich der Große von Preußen, „der auf seinen Feldzügen Ciceros Werke mit sich herumschleppte“ (a. a. O., S. 211), zu den Bewunderern Ciceros.
- 5) Cicero, De re publica, Buch I, Kap. 69.
- 6) „... sic enim decerno, sic sentio, sic adfirmo, nullam omnium rerum publicarum aut constitutione aut descriptione aut disciplina conferendam esse cum ea, quam patres nostri nobis acceptam iam inde a maioribus reliquerunt.“ (a. a. O., I, 70)
- 7) Klaus Bringmann, Cicero. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2010, S. 165.
- 8) Polybios, Geschichte, Buch 6, Kap. 3, Kap. 10. In: Geschichte in Quellen, Bd. 1: Altertum. Bayrischer Schulbuchverlag, München. 3. Auflage, 1978, S. 417/418 (Text in der Übersetzung von H. Drexler von 1961).
- 9) Richard, Zwölf Griechen und ..., S. 213.
- 10) Jürgen Heideking, „JOHN ADAMS, 1797–1801. Der Präsident als Garant des gesellschaftlichen Gleichgewichts“, in: Jürgen Heideking (Hrsg.), Die amerikanischen Präsidenten. 41 historische Portraits von George Washington bis Bill Clinton. München: Beck, 1995, S. 65.
- 11) Bei diesem „Massaker“ handelte es sich um einen berühmten Vorfall vom 5. März 1770, bei dem fünf demonstrierende Zivilisten von britischen Soldaten getötet wurden. Der amerikanische Freiheitskämpfer Paul Revere fertigte dazu einen Kupferstich an, dem er den Titel *“The Bloody Massacre Perpetrated in King Street Boston on March 5th, 1770”* gab. Die danach angefertigten „Drucke erfuhren eine weite Verbreitung und erzielten eine erhebliche propagandistische Wirkung.“ (http://de.wikipedia.org/wiki/Massaker_von_Boston)
- 12) Heideking, a. a. O., S. 69. Adams wollte sowohl eine „Pöbelherrschaft“ als auch die „Geldaristokratie“ in die Schranken weisen (s. a. S. 71). Adams wollte „als allein dem Gemeinwohl verpflichteter Präsident über den Parteien und Fraktionen“ (S. 69) stehen.
- 13) „Er starb im Alter von 83 Jahren am 4. Juli 1826, am gleichen Tag wie John Adams und am 50. Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung, wie die Zeitgenossen mit patriotisch-ehrfürchtigem Schauer zur Kenntnis nahmen: die Zeit der Gründerväter war endgültig zu Ende gegangen.“ (Willi Paul Adams, „THOMAS JEFFERSON. 1801 – 1809. Der Aufklärer und Sklavenbesitzer als Parteiführer, Regierungschef und Landesvater“, in: Jürgen Heideking (Hrsg.), Die amerikanischen Präsidenten..., S. 86).
- 14) J. Heideking, a. a. O., S. 72.
- 15) Douglas Brinkley, „The World according to Tom“, in: TIME, MARCH 15, 2010, p. 24.

HEINZ-JÜRGEN SCHULZ-KOPPE, Köln

Die Römer nicht bewundern, sondern nachahmen

Machiavelli als Leser des Titus Livius

Am 5. Juli 1476 übergibt der Florentiner Anwalt BERNARDO MACHIAVELLI, Vater des sechsjährigen NICCOLÒ, dem Meister NICCOLÒ DI LORENZO DELLA MAGNA, einem Drucker, Geistlichen und Astrologen, ein von ihm erstelltes Verzeichnis mit Ortsangaben zu einer Druckversion von *Ab urbe condita*.¹ Dieser wollte offensichtlich einen eigenen Druck veröffentlichen (zu dem es jedoch anscheinend nie kam). Die Gegenleistung für Machiavellis Mühen: Er konnte sein Arbeitsexemplar des kostbaren LIVIUS-Drucks behalten, es fand Eingang in seine Privatbibliothek. Ungefähr vierzig Jahre später sollte Bernardos Sohn Niccolò den berühmtesten Kommentar zu Livius verfassen.

1512 wurde Niccolò Machiavelli (1469 – 1527) mit dem Sturz der Demokratie in Florenz von den MEDICI aus seinem Amt verjagt. Er war Vorsteher der Kanzlei der Zehn, der Behörde, der Heerwesen und Außenpolitik unterstanden. So endete seine vierzehnjährige politische Tätigkeit, eine vierzehnjährige Zeit erzwungener Muße brach an. Er zog sich aufs Land zurück und beschäftigte sich mit den Angelegenheiten seines kleinen Gutsbetriebs, vertrieb sich die Zeit mit Leimrutenjagd, in den Schenken beim Kartenspiel mit Handwerksleuten und fahrendem Volk und widmete sich der Lektüre und dem Schreiben, geprägt von der Umwälzung der politischen Verhältnisse, die der Einfall der Franzosen unter KARL VIII. 1494 in Italien herbeigeführt hatte.

Während dieser Jahre entstanden vor allem der *Principe* und das Werk über die erste Dekade des Titus Livius. Er versuchte auf diese Weise, Einfluss auf die politische Wirklichkeit zu nehmen, da ihm die praktische Beteiligung versagt war.

Er betrachtete die *Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio*² als die Summe seiner Einsichten. Das Buch enthalte, so schreibt er zu Beginn der Widmung des Werks an zwei Florentiner Freunde, *quanto io so e quanto io ho imparato, per una lunga pratica e continua lezione, delle cose del mondo*. – „alles was ich weiß und was ich mir – durch lange Erfahrung und kontinuierliche Lektüre – über die Dinge der Welt angeeignet habe.“

Wie eine Buchrolle der Antike zirkulierte das zwischen 1513 und 1517 entstandene Werk in handschriftlichen Kopien; im Druck erschien es erst nach seinem Tode 1531, fast gleichzeitig mit dem weitaus bekannteren *Principe*.

Entsetzt über die politische Zerrissenheit seiner Heimat will Machiavelli aus *Ab urbe condita* fundamentale Erkenntnisse über Politik und Kriegsführung gewinnen; Motiv für die Abfassung seines Kommentars ist „die Überwindung des politischen Ruins Italiens“.³ Das republikanische Rom hat für ihn Vorbildcharakter für jede Art rationaler Politik; er ist davon überzeugt, dass Staaten und Völker immer die gleichen Probleme bestehen und identische Erfahrungen machen müssen. Daraus ergibt sich der paradigmatische Wert der Antike. Eine Kapitelüberschrift (I, 39) lautet daher: *In diversi popoli si veggano spesso i medesimi accidenti*. – „Bei verschiedenen Völkern ereignen sich oft die gleichen Dinge.“

Dann fährt der Autor fort: *E' si conosce facilmente per chi considera le cose presenti e le antiche, come in tutte le città e in tutti i popoli sono queglii medesimi desideri e quelli medesimi omori, e come vi furono sempre. In modo ch'egli è facil cosa a chi esamina con diligenza le cose passate, prevedere in ogni repubblica le future e farvi queglii rimedi che dagli antichi sono stati usati o, non ne trovando degli usati, pensare de' nuovi per la similitudine degli accidenti*. – „Und wer sich mit den gegenwärtigen und den früheren Ereignissen beschäftigt, erkennt leicht, dass alle Städte und alle Völker die gleichen Wünsche und die gleichen Launen haben und immer schon hatten. Untersucht man also sorgfältig die vergangenen Ereignisse, so ist es ein Leichtes, in jedem Staat die kommenden vorherzusehen und die gleichen Mittel anzuwenden, die auch von den Alten angewandt wurden, oder, wenn bereits erprobte Mittel nicht zur Verfügung stehen, neue auszudenken, weil die Ereignisse ähnlich sind.“

Zu Beginn seines Werkes kontrastiert Machiavelli zwei Arten der Lektüre antiker Autoren: die gegenwärtige, falsche Art, die Klassiker zu lesen, und seine eigene.⁴ Es gehe weder darum,

die Leistungen Roms bloß zu bewundern, noch darum, Vergnügen an der Mannigfaltigkeit der Geschichte (*varietà degli accidenti*) zu haben (*Proemio* A, 8/B, 6).

Stattdessen gelte es, aus ihrem Studium unmittelbaren Gewinn für die politische Praxis zu ziehen (*Proemio* A, 9/B, 7). Die Geschichte müsse Lehrmeisterin für das politische Handeln der Gegenwart sein.⁵ Auch der aktuelle Stand der Jurisprudenz oder der Medizin beruhe ja auf der Nutzung der Vorarbeit der früheren Generationen (*Proemio* A, 5/B, 3).

„*Le marquis, irrité contre son temps, se fit lire Tite-Live*“ („In seinem Ärger über seine eigene Zeit ließ der Marquis sich den Livius vorlesen“) heißt es in dem Roman *Le rouge et le noir*.⁶ Dieser Satz könnte auch auf Machiavelli passen, aber mit dem Unterschied, dass er im Gegensatz zu STENDHALS gichtiger Romanfigur keine Ablenkung von der Gegenwart suchte, sondern Impulse zu ihrer Veränderung.

Die Nachfolger PETRARCAS waren als gebildete Literaten in die Vergangenheit gezogen und hatten als Textkritiker und Textexegeten die literarischen Quellen studiert und sich an ihren humanen und ästhetischen Idealen berauscht. Die antiken Autoren entriss man der Vergangenheit, weil man sie als Meister der Lebenskunst brauchte und sie allein den würdigsten Weg zum rechten Menschentum, zur wahren ‚*humanitas*‘ wiesen. Allgemeinhistorische Fragen, etwa nach Politik und Wirtschaft, trugen zu diesem Ziel nichts bei und fielen auch niemand ein. Gründlich anders wurde dies erst mit Niccolò Machiavelli.⁷

Die *Discorsi* sind weder ein Kommentar, der der Chronologie des Livius folgt, noch ein systematisches politisches Gedankengebäude, sondern Machiavelli behandelt in jedem der drei Bücher des Werks eine Vielzahl von Teilthemen, die ihm für die Erkenntnis der Grundlagen der Politik essentiell zu sein scheinen. Einer These folgt jeweils ihre Darlegung und Illustration in einer Lektion in politischer oder militärischer Vernunft.

Das erste Buch (60 Kapitel) behandelt die Innenpolitik, das zweite (33 Kapitel) die Außenpolitik. Das dritte – buntscheckigere und daher inhaltlich schwer auf einen Nenner zu brin-

gende – Buch (49 Kapitel) behandelt vor allem Fragen der Sicherheit des Staates. In jedem der drei Bücher werden auch militärische Themen berücksichtigt, da sie – wie etwa die Notwendigkeit eines stehenden Heeres (II, 20) – untrennbar mit der Politik verbunden sind.

Den Begriff der Republik verwendet der Autor dabei zum Teil allgemein im Sinn von ‚Staat‘, zum Teil für jede Staatsform, an der das Volk in irgendeiner Weise politisch beteiligt ist. Der Wille des Volkes muss durch geeignete Politiker gelenkt (I, 44) und vertreten werden, die mit ihrer Autorität Exzesse verhindern können. Der Autor zitiert (I, 54, 2) aus der *Aeneis* (I, 151f.), wo Neptun die tobenden Wogen so bändigt wie ein Mann von Ansehen das *ignobile vulgus*:

*Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
conspexere, silent, arrectisque auribus adstant.*

Für Machiavelli spielen Abstraktionen keine Rolle. Der lebendige Mensch ist das einzige Gesetz politischen Geschehens, sein Ausgangspunkt und sein Ziel zugleich.

Ihn machen „nur Hunger u. Liebe, Habsucht u. Geschlechtslust zum sozialen Element wider Willen, zum ungefügten Baustein einer höheren, dem Ganzen dienenden Gemeinschaft“.⁸ Jede Staatsgründung müsse zur Prämisse haben, dass der Mensch böse sei (I, 3, 2): *Come dimostrano tutti coloro che ragionano del vivere civile, e come ne è piena di esempi ogni istoria, è necessario a chi dispone una repubblica e ordina leggi in quella, presupporre tutti gli uomini rei, e chi li abbiano sempre a usare la malignità dello animo loro qualunque volta ne abbiano libera occasione* (...). – „Wie alle diejenigen, die Politik erörtern, beweisen, und wie alle Geschichte es durch viele Beispiele belegt, muss der, der ein Staatswesen gründet und ihm Gesetze gibt, davon ausgehen, dass alle Menschen schlecht sind und dass sie stets dazu neigen, ihrer bösen Anlage zu folgen, falls sich ihnen nur eine günstige Gelegenheit dazu bietet.“

Gesetze und staatliche Einrichtungen dienen dazu, den Menschen im Schach zu halten (I, 3). Fürst, Adel und Volk – in Rom Konsuln, Senat und Volk (I, 2) – sollen einander unter dem Dache einer Mischverfassung im Sinne des POLYBIOS und des ARISTOTELES⁹ kontrollieren (I, 2).

Eine neue Verfassung oder Staatsform kann nur von einem einzigen Weisen initiiert werden. (I, 9, 6): *Però uno prudente ordinatore d'una repubblica, e che abbia questo animo di volere giovare non a sé ma al bene comune, non alla sua propria successione ma alla comune patria, debbe ingegnarsi di avere l'autorità solo; né mai uno ingegno savio riprenderà alcuno di alcuna azione straordinaria che per ordinare un regno o costituire una repubblica usasse.* – „Daher muss ein weiser Begründer einer Republik, der nicht sich selber, sondern dem Allgemeinwohl, nicht der Vererbung einer Herrschaft, sondern dem gemeinsamen Vaterland dienen will, dafür streiten, dass er allein die Macht hat. Und ein kluger Kopf wird nie einen Mann wegen einer außerordentlichen Handlung tadeln, die er begangen hat, um ein Königreich oder eine Republik zu gründen.“

Die Bewahrung des Staates aber muss auf viele Schultern verteilt werden (I, 5).

*The virtue of great individuals is necessary when the rule of law is yet to be instituted, or needs to be restored, while the virtue of a people as a whole is necessary to preserve it, if it is already in place.*¹⁰

Der Staatsmann, der die beiden von Machiavelli gepriesenen Eigenschaften der *prudenza* und der *virtù* in sich vereinigt, wird seine Machtposition keinem Erben hinterlassen (I,10). Die römische Kaiserzeit habe gezeigt, wie schädlich das Vererben von Macht sei, was Machiavelli durch den Hinweis auf die unterschiedliche Qualität der Erbkaizer und der Adoptivkaizer belegt – ein Angriff auf die Familienherrschaft der Medici.

Achtet der Fürst die Institutionen einer bürgerlichen Verfassung, den Senat und die Amtsträger und weist sich so innenpolitisch als republikanischer Friedens- und Einheitsfürst aus, kann er die Tradition der guten, nicht durch Erbfolge an die Macht gekommenen Regenten fortsetzen, welche die römische Geschichte auch vorgibt.¹¹

Eine Republik ist stabiler als ein Fürstentum, da sie sich besser den Erfordernissen der jeweiligen Zeitläufe anzupassen vermag als ein Fürst, denn ein Einzelner ist gewohnt, stets auf dieselbe Art zu handeln und ist nicht flexibel genug (I, 58). Machiavellis Ideal ist die innen wohlgeordnete, nach außen starke Republik:¹² *He never loses*

sight of his conviction that a carefully organized, well-regulated republic is more efficient and more powerful than a government ruled by a prince. But it cannot exist without the efficacy and power of a citizen militia: the two are interdependent.

Die Anprangerung römischer *discordia* sei verfehlt. Die Konflikte zwischen Adel und Volk seien segensreich gewesen; die Ständekämpfe – so der Autor – waren im Vollzug gefährlich, aber unumgänglich, denn sie entsprachen der dauernden Notwendigkeit eines Interessenausgleichs. Sie waren im Ergebnis positiv für Rom, da die *plebs* sich zuerst prae-institutionell – durch die *secessiones* – dann durch die Volkstribunen ihre Rechte erkämpfte. Die dabei vorkommende Gewaltanwendung hielt sich – so Machiavelli – in Grenzen, es gab wenige Tote, kaum Verbannte: *E se i tumulti furano cagione della creazione de' Tribuni meritano somma laude; perché oltre al dare la parte sua all'amministrazione popolare, furano costituiti per guardia della libertà romana* (...) (I, 4,12) – „Und wenn die Konflikte Anlass zur Einsetzung von Volkstribunen waren, dann verdienen sie höchstes Lob; denn nicht nur erhielt das Volk seinen Anteil an der Verwaltung, sondern die Tribunen wurden auch als Wächter der römischen Freiheit eingesetzt.“

Während der Herrschaft der Tarquinier verhielt sich der Adel maßvoll gegenüber dem Volk, weil er fürchtete, das Volk könne sich ganz auf die Seite der Tyrannen schlagen. Erst die Zuspitzung des Streites um die Ackergesetze verschärfte die Auseinandersetzung so, dass MARIUS einerseits, SULLA andererseits die Folge waren. Der Grund für diese zerstörerische Entwicklung lag darin, dass es um Besitz ging (I, 37, 25): *Perché la Nobilità romana sempre negli onori cedé senza scandoli straordinari alla plebe; ma come si venne alla roba, fu tanta la ostinazione sua nel difenderla, che la plebe ricorse per isfogare l'appetito suo a quegli straordinari* (...). – „Denn immer gab der römische Adel, wo es sich um öffentliche Ämter handelte, ohne außergewöhnlichen Aufruhr dem Volke nach. Als es ihm aber ans Vermögen ging, war seine Hartnäckigkeit bei dessen Verteidigung so groß, dass das Volk, um seinen Appetit zu stillen, zu außerordentlichen Mitteln griff (...).“

Aber – so argumentiert der Autor – Rom hätte schon viel früher seine Freiheit verloren, wenn das Volk durch seine Forderungen und sein Ertrötzen eines Anteils an der politischen Herrschaft nicht dem Adel entgegengetreten wäre (I, 37, 22).

Nie gab es ein so großartiges Staatswesen wie die römische Republik. Machiavelli pflichtet dem Livius bei (Praef., 11): *Ceterum aut me amor negotii suscepti fallit, aut nulla umquam res publica nec maior nec sanctor nec bonis exemplis ditior fuit, nec in quam civitatem tam serae avaritia luxuriaque immigraverint, nec ubi tantus ac tam diu paupertati ac parsimoniae honos fuerit.*

Was Machiavelli im *Principe*¹³ an MOSES, KYROS, ROMULUS und THESEUS rühmt, sie seien durch *virtus*, nicht durch Glück (*per propria virtute non per fortuna*) an die Macht gelangt, bezieht er nun auf den Erfolg Roms: *Perché la virtù degli eserciti gli fecero acquistare lo imperio; e l'ordine del procedere e il modo suo proprio e trovato dal suo primo datore delle leggi gli fece mantenere lo acquistato (...).* (II, 1,7). – „Denn durch die Tapferkeit seiner Heere erkämpfte es das Imperium, und durch seine Verfassung und die ihm eigene Staatskunst, die sein erster Gesetzgeber begründet hatte, gelang es ihm, seine Eroberungen zu halten (...).“

Der Autor würdigt (I, 11) auch die grundlegende Bedeutung der Religion – und dadurch des Eides – für Roms politischen und militärischen Erfolg. Größer als ROMULUS erscheint ihm deshalb dessen Nachfolger NUMA POMPILIUS (I, 11,9).

Er begründete Religion und Kult so fest, dass – so Machiavelli – mehrere Jahrhunderte hindurch in keinem Staatswesen größere Gottesfurcht herrschte als in Rom. Wer die römische Geschichte aufmerksam betrachte, werde stets die segensreiche Wirkung der Religion finden, die die Heere in Gehorsam und das Volk in Eintracht gehalten habe (I, 11,8). Wo es religiöse Überzeugungen gebe, sei es ein Leichtes, ein diszipliniertes Heer aufzustellen. (I, 11,9).

Er hat den von ihm beklagten Niedergang der Religion in der eigenen Zeit – das Thema von Kapitel I, 12 – im Sinn und zitiert (I,13,11) Livius (III, 20): *Nondum haec, quae nunc tenet saeculum,*

negligentia Deum venerat, nec interpretando sibi quisque iusiurandum et leges aptas faciebat.

Der Eid habe die Römer stärker gebunden als jedes Gesetz. Scipio zwang Römer, die nach der Niederlage von Cannae Italien verlassen und nach Sizilien fliehen wollten, mit gezücktem Schwert zu dem Eid, ihr Vaterland nicht zu verlassen (I, 11,5).

Bewundernd hebt Machiavelli die geschickte Instrumentalisierung der Auspizien hervor (I,14, Überschrift): *I Romani interpretavano gli auspizi secondo la necessità, e con la prudenza mostravano di osservare la religione, quando forzati non la osservavano; e se alcuno temerariamente la dispregiava, punivano.* – „Die Römer pflegten die Auspizien so auszulegen, wie es die jeweilige Lage erforderte, und gaben sich mit Klugheit den Anschein, als beachteten sie die religiösen Vorschriften auch dann, wenn sie sie notgedrungen nicht beachteten. Wenn aber jemand frevelhafterweise die Religion verächtlich machte, bestraften sie ihn.“

In derselben Art rechtfertigt Machiavelli – darin exakt der Einschätzung durch Livius (I, 19, 4f.) folgend – auch die Fiktion Numas, die Nymphe Egeria, *Numae coniunx consiliumque*,¹⁴ habe ihm empfohlen, was er dem Volk anraten solle. Dies sei geschehen, weil der König neue, ungewohnte Einrichtungen schaffen wollte und daran gezweifelt habe, ob die eigene Autorität dafür ausreiche. (I, 11,10).

Die *Discorsi* sind ein Werk voller kühner und überraschender Wertungen, in dem Machiavelli immer wieder der allgemeinen Meinung (vgl. z.B. I, 58, 17: *contro alla commune opinione*) oder der antiker Autoritäten widerspricht.

Machiavelli entschuldigt ROMULUS für den Mord an REMUS,¹⁵ so wie er im *Principe* (Kapitel XVII) HANNIBAL rechtfertigt. Er wendet sich gegen Livius, der in seiner Charakterstudie nach der Schilderung der zahlreichen *virtutes* Hannibals dessen *inhumana crudelitas* anprangert (XXI, 4,9): *Has tantas viri virtutes ingentia vitia aequabant: inhumana crudelitas, perfidia plus quam Punica, nihil veri, nihil sancti, nullus deum metus, nullum ius iurandum, nulla religio.*

Für den Brudermord und für die Grausamkeit des Puniers gelte nämlich dasselbe: Man könne

die Erfolge – die erfolgreiche Gründung Roms nach der Ausschaltung des Konkurrenten, die Disziplinierung eines völlig heterogenen Heeres – nicht ohne ihre unerfreulichen Ursachen haben. Oberflächliche (*poco considerati*, XVII, 18) Schriftsteller – eine Kritik an Livius – hätten die Leistung des Hannibal bewundert, deren wichtigste Ursache – seine eiserne Faust – aber verdammt. Nicht schrankenlose Gewaltanwendung aber sei erlaubt, sondern Gewalttaten seien nur in Ausnahmesituationen und im Sinne der Staatsraison gestattet: *[D]ove si delibera al tutto della salute della patria, non vi debbe cadere alcuna considerazione né di giusto né d'ingiusto, né di piatoso né di crudele, né di laudabile né d'ignominioso; anzi, posposto ogni altro rispetto, seguire al tutto quel partito che le salvi la vita e mantenghile la libertà.* (III, 41, 5) – „Wo das Wohl der Heimat ganz auf dem Spiel steht, darf man nicht überlegen, ob etwas recht oder unrecht, mild oder grausam, löblich oder schändlich ist. Man muss vielmehr jede andere Erwägung zurückstellen und darf nur den Entschluss fassen, der ihr das Leben rettet und die Freiheit bewahrt.“

Auch im Hinblick auf die Kriegsführung postuliert Machiavelli einen moralischen Sonderfall: *Ancora che lo usare la fraude in ogni azione sia detestabile, nondimanco nel maneggiare la guerra è cosa laudabile e gloriosa, e parimente è laudato colui che con fraude supera il nimico, como quello che lo supera con le forze.* (III, 40, 2) – „Während Betrug bei jeder Handlung verachtenswert ist, ist er in der Kriegsführung etwas Lobenswertes und Ruhmreiches, und gleichermaßen wird der gelobt, der den Feind durch Betrug überwindet wie der, der ihn mit Gewalt besiegt.“

CAESAR dagegen wird in den *Discorsi* scharf als *detestabile* verurteilt (I, 10, 12 ff.), was manchen Leser erstaunen mag, für den der Name Machiavelli für die Verherrlichung der Macht steht. Während Livius – einem Fragment¹⁶ zufolge – eine eindeutige Wertung Caesars abgelehnt zu haben scheint („*in incerto esse utrum illum magis nasci rei publicae profuerit an non nasci*“), ist er für Machiavelli der Totengräber der römischen Freiheit; eine Wertung, die der durch CICERO in *De officiis* (I, 26) an Schärfe in nichts nachsteht: (...) *omnia iura divina et humana pervertit prop-*

ter eum, quem sibi ipse opinionis errore finxerat principatum.

Die lange Zeit kaiserlicher Macht sei es gewesen, die die römischen Schriftsteller daran gehindert habe, sich offen über Caesar zu äußern; was sie über CATILINA schrieben, hätten sie als freie Männer auch über Caesar geschrieben: *E tanto è più detestabile Cesare quanto più è da biasimare quello che a fatto che quello che ha voluto fare un male* (I, 10, 14). – „Und Caesar ist in dem Maße verabscheuenswürdiger [als Catilina] als einer, der Unrecht getan hat, mehr Tadel verdient als einer, der es nur tun wollte.“

In jüngerer Zeit hat HERMANN STRASBURGER ihm beigeplichtet: „Hatte ich früher geglaubt, die Sterilisierung des Caesarbildes in der Kaiserzeit beruhe hauptsächlich auf dem allgemeinen Korrosionsprozeß, dem alle geschichtliche Erinnerung anheimfällt, dem ‚Verschießen der Farben‘, wie HERODOT das am Anfang seines Werks so treffend bezeichnet, so bevorzuge ich nach meiner diesmaligen Erfahrung entschieden die Deutung, die bereits Machiavelli (*Discorsi* I, 10) der ihm bekannten Caesarüberlieferung abgewann: daß es nämlich vor allem die politische Vorsicht war, die zu allen Zeiten des römischen Kaisertums – von LUCAN jetzt abgesehen, macht da nur SUTTON eine bemerkenswerte Ausnahme – den schonenden Umgang mit dem *Heros Ktistes* gebot.“¹⁷

Im Umgang mit seinen Quellen ist Machiavelli, wo es ihm nötig erscheint, großzügig: Er vereinfacht Zitate und Ereignisse, legt sie sich erst so zurecht, dass sie als möglichst passende und einprägsame *exempla* dienen können. Ein Beispiel: Livius bemerkt, der sabinische Mitregent des Romulus, TATIUS, sei in Lavinium von einem Mob erschlagen worden und fügt hinzu: *Eam rem minus aegre, quam dignum erat, tulisse Romulum ferunt, seu ob infidam societatem regni, seu quia haud iniuria caesum credebat.* (I, 14, 3)

Gegen die Version des Livius wie auch gegen die PLUTARCHS (im 23. Kapitel seiner Romulusvita) macht Machiavelli (in I, 9, 3) den Romulus zum Mitwisser der Tat – um dem Gründer Roms dann ausdrücklich das Recht auf beide Morde zuzusprechen (I, 9, 19): (...) *conchiudo come a ordinare una repubblica è necessario essere solo;*

e Romolo per la morte di Remo e di Tito Tazio meritare iscusata e non biasimo. – „Ich komme zu dem Schluss, dass man zur Grundlegung eines Staatswesens ein einziger Mann sein muss und dass Romulus wegen der Ermordung des Remus und des Titus Tatius Entschuldigung verdient, keinen Tadel.“

In einem ähnlichen Sinnzusammenhang heißt es im *Principe* (XVII, 5): *Et infra tutti e principi al principe nuovo è impossibile fuggire il nome di crudele, per essere gli stati nuovi pieni di pericoli.* – „Und unter allen Fürsten ist es dem neuen Fürsten unmöglich, nicht als grausam zu gelten, denn neue Staaten sind voller Gefahren.“

Der Autor fährt mit einem Zitat aus der *Aeneis* (I, 563f.) fort: *E Vergilio nella boca di Didone dice: „Res dura et regni novitas me talia cogunt moliri et late fines custode tueri.“*

Talia scheint sich hier auf die Grausamkeiten zur Sicherung der innenpolitischen Macht zu beziehen, meint aber im Munde Didos Schutzmaßnahmen der Grenzsicherung, gegen die zuvor Ilioneus als Sprecher der Trojaner protestiert hat.

Sollte es sich um nicht erneut am Text verifizierte Gedächtniszitate handeln, würde das am Grundbefund der Unbekümmertheit im Umgang mit dem exakten Wortlaut seiner Quelle nichts ändern.

Bewunderung hat stets Machiavellis an der antiken Rhetorik geschulter Stil gefunden. In seinem Livius-Buch schreibt HIPPOLYTE TAINÉ (1828 – 1893):¹⁸ *Son style a la vigueur, la gravité, la simplicité, l'éloquence mâle et sévère d'un philosophe de l'antiquité.* – „Sein Stil besitzt die Kraft, das Gewicht, die Schlichtheit, die männliche und ernste Beredsamkeit eines Philosophen der Antike.“

Die *Discorsi* zeigen Machiavelli als versierten, souveränen Leser antiker Texte, die für ihn nicht ins Museum gehören, sondern Hilfe für das Begreifen des Hier und Jetzt sind. Die Frage der Historizität der Einzelereignisse und -personen ist dabei sekundär, er braucht *exempla* für seine politischen Einsichten.

Mit derselben Kühnheit weicht er, wann immer es ihm geboten erscheint, von allgemein akzeptierten Ansichten ab wie von den Positio-

nen antiker und gegenwärtiger Autoritäten: Er bedient sich in jedem einzelnen Fall des eigenen Verstandes.

Damit [mit den *Discorsi*] hatte man die Alten auf das Schlachtfeld geholt, wo sie in den folgenden Jahrhunderten eine zentrale Rolle spielen sollten: In jeder Auseinandersetzung um den besten Staat erhielten sie ihren Auftritt als Kronzeugen. Wer künftig über Politik nachdachte und die Freiheit als höchstes Ziel staatlicher Ordnung bestimmen wollte, verglich vor seinem geistigen Auge alles mit den Verfassungen antiker Städte, hörte auf ihre Gesetzgeber, pries ihre auf den Staat ausgerichteten Tugendkataloge und verzweifelte an ihren Tyrannen und den römischen Kaisern, deren Weltreich Rechenschaft über den Tod der Freiheit ablegen mußte.

In den Gelehrtenstuben besetzten antike Autoren nun auch die letzten Winkel.¹⁹

Anmerkungen:

- 1) Bernardo Machiavelli, *Libro di ricordi*, hrsg. von Cesare Olschki, Florenz 1954, S. 14, S. 35, S. 222f. und S. 236f. (Anmerkungen)
- 2) Alle Zitate aus den *Discorsi* entstammen der Ausgabe von Giorgio Inglese, Mailand, 7. Aufl. 2010. Auch die Textgestalt der lateinischen Zitate in den *Discorsi* ist aus dieser Ausgabe übernommen. Wenn nur Buch und Kapitel angegeben sind, gilt die jeweilige Aussage für das ganze Kapitel.
- 3) Manfred Hardt, *Geschichte der italienischen Literatur, Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Darmstadt 1996, S. 278.
- 4) Machiavelli las und schrieb Latein ohne Mühe, konnte aber kein Griechisch. Vgl. *The Sweetness of Power – Machiavelli's Discourses & Guicciardini's Considerations*, übers. von James B. Atkinson und David Sices, Northern Illinois University Press, DeKalb 2007, S. 35 und Hardt a.a.O., S. 274. Eine konkrete Vorstellung von den Lese- und Schreibgewohnheiten Machiavellis vermittelt ihre anschauliche (literarisch geformte) Darstellung in dem farbigen Machiavelli-Roman „Then and Now“ von William Somerset Maugham (1946).
- 5) Vgl. dazu Wolfgang Kersting, *Niccolò Machiavelli*, München 2006, S. 58.
- 6) Im 37. Kapitel.
- 7) Werner Dahlheim, *Die Antike, Griechenland und Rom von den Anfängen bis zur Expansion des Islam*, Paderborn 1994, S. 681.

- 8) Staatslexikon, 5. von Grund auf neubearbeitete Auflage. Im Auftrage der Görres-Gesellschaft herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute von Hermann Sacher, Freiburg, Herder 1926 – 1932, hier Bd. 3 (1929), Spalte 1111f.
Von Machiavellis These von der Bosheit des Menschen führt eine gerade Linie zu David Humes (1711 – 1776) Forderung, bei der Gründung eines Staatswesens gelte es, als politische Maxime vorzusetzen, jeder Mensch sei ein Schurke (a knave), der nur aus Eigennutz (private interest) handle. Vgl. Essays, Moral, Political, and Literary, London, 1875, S. 117f.
- 9) Vgl. Polybios, Historien VI, 3 und Aristoteles Politik, II, 6.
- 10) Maurizio Viroli, Machiavelli, Oxford 1998, S. 5.
- 11) Dirk Hoeges, Niccolò Machiavelli, Die Macht und der Schein, München 2000, S. 115.
- 12) Atkinson und Sices (vgl. Anm. 4), a.a.O., S. 28 der Einleitung.

- 13) VI, 7. Alle Zitate aus dem Principe entstammen der Ausgabe De principatibus – Le Prince, hrsg. von Jean-Louis Fournel und Jean-Claude Zancarini, italien. Text besorgt von Giorgio Inglese, Paris, 2000.
- 14) Ovid, Fasti, III, 276.
- 15) Zum Mord an Tattius vgl. die Ausführungen weiter unten.
- 16) In Seneca, Naturales Quaestiones, V. 18.
- 17) Livius über Caesar, in Livius: Werk und Rezeption, Festschrift für E. Burck, München 1983, S. 265 – 291, wieder in Studien III (danach hier zitiert), 1990, S. 253 – 279, hier: S. 276; von mir zitiert nach Karl Christ, Caesar, Annäherungen an einen Diktator, München 1994, S. 217.
- 18) Essai sur Tite Live, Paris (Hachette) 1856, S. 159.
- 19) Dahlheim, a.a.O., S. 682.

CHRISTOPH WURM, Dortmund

Die geschrumpfte Präambel

oder: das Thukydides-Zitat, das aus der EU-Verfassung verschwand

I

Stufen der Vergangenheit

Am 19. Juni 2004 schrieb der Journalist KNUT PRIES in einem Artikel der „Frankfurter Rundschau“:¹ „Auf einmal ist Thukydides weg. Verschwunden von seinem Platz am Kopf der Präambel zur geplanten EU-Verfassung.“

Worum ging es? In seiner ursprünglichen Fassung erhielt die Präambel des „Vertrags über eine Verfassung für Europa“² ein Zitat aus Thuk. 2, 37, 1 als Motto. Dieses Motto war gestrichen worden.

Was Pries nicht vorausahnen konnte: Ein Jahr später wurde die gesamte EU-Verfassung in Volksabstimmungen – zunächst in Frankreich („Non!“), dann in den Niederlanden („Nee!“) – abgelehnt und danach schließlich im Juni 2007 durch den Lissabon-Vertrag³ ersetzt, der sich nicht mehr mit dem Titel „Verfassung“⁴ schmückte.

So ist nun nicht nur das Motto, sondern – mit der zugehörigen Präambel – zugleich die EU-Verfassung Geschichte geworden, und es fragt sich, aus welchem Grund es sinnvoll sei, sich gerade mit dem Element zu beschäftigen, das als erstes verschwand.

II

Der Umgang der EU⁵

mit Bildungsgut aus der Antike

Es heißt wohl kaum, ein überraschendes Ergebnis vorwegzunehmen, wenn schon an dieser Stelle bemerkt wird, dass die EU mit der Aneignung antiken Bildungsguts – vor allem aus dem Bereich der Mythologie – bisher eine wenig glückliche Hand hatte.⁶

Mag der Ansatz dieser Untersuchung auf den ersten Blick auch scheinbar satirische Züge aufweisen, so möchte ich demgegenüber doch betonen, dass es sich hier unter dem Aspekt des „Verständnis[ses] der Griechen und Römer und ihres Nachlebens“ (so heißt es im Untertitel des auf diesen Bereich spezialisierten Jahrbuchs „Antike und Abendland“) um eine ernste Sache handelt. Es geht nämlich darum, ob das Nachleben der Antike als ein Steinbruch benutzt wird, um sich daraus – bildlich gesprochen – Tempel und Altäre zu verfertigen, die den Erbauern einen Anschein historischer Solidität und zugleich von Seriosität verleihen sollen. Wer sich ernsthaft mit dem Nachleben der Antike befasst, sollte Anstoß an der Instrumentalisierung dieses Nachlebens

der Antike nehmen. Im Folgenden wird es um die Rolle gehen, welche die Rezeption der Antike im Rahmen der „Identitätspolitik“ der EU spielt; im Klartext formuliert: um deren Legitimationsbedürfnisse.

In der folgenden Auseinandersetzung wird die Latte des Anspruchs an die EU nicht so hoch gelegt werden wie für Altertumswissenschaftler. Denn – wie sich noch an einzelnen Stellen zeigen wird – selbst Einzelheiten in der Interpretation des Thukydides-Zitats, von denen *prima vista* angenommen werden könnte, dass über sie Konsens herrsche, sind keineswegs unbestritten.⁷

III

Die Bedeutung der in der EU-Verfassung zitierten Thukydides-Stelle im Kontext der antiken Literatur

An dieser Stelle nun gilt es, eine nahe liegende Peinlichkeit zu vermeiden – eine Peinlichkeit, die sich immer dann einstellt, wenn die sprichwörtlichen Eulen nach Athen getragen werden müssen. Daher sei angemerkt, dass die folgenden Zeilen lediglich das Ziel verfolgen, eine Verständigung zwischen Verfasser und Leser herzustellen, die eine bloße Selbstverständlichkeit betrifft. Dass diese Selbstverständlichkeit nun doch formuliert wird, ist der Befürchtung geschuldet, dass sich andernfalls leicht Missverständnisse einschleichen könnten.

Daher also in möglichst dünnen Worten: Die überragende Bedeutung des Thukydides im Rahmen der antiken Geschichtsschreibung ist unbestritten. Thukydides gilt als derjenige, der den entscheidenden Schritt vom Geschichtenerzählen zur wissenschaftlich abwägenden Historiographie vollzog.

Innerhalb seines Werkes gilt die Leichenrede des PERIKLES wiederum als ein, wenn nicht gar der Höhepunkt.⁸

Innerhalb dieser Rede nun hebt sich der Satz heraus, in dem Perikles die Demokratie als die für Athen – im Gegensatz zum autoritären Militärstaat Sparta⁹ – charakteristische politische Lebensform behandelt.¹⁰

IV

Interpretation der Ursachen für die Übernahme von Thuk. 2, 37, 1 in die Präambel des EU-Verfassungsvertrags

IV.1. Selbstaussagen von Beteiligten

Leider fehlen verlässliche Selbstaussagen von Beteiligten zu diesem Punkt. Was Journalisten zu Tage gefördert haben, wirkt hingegen nicht besonders zuverlässig. So spricht K. Pries in seinem bereits zitierten Artikel nur davon, der für die Übernahme verantwortliche GISCARD D'ESTAING sei das, was man in Frankreich einen „Hellenisten“ nenne, und – umgekehrt – der griechische Ministerpräsident KARAMANLIS sei verärgert gewesen über die Streichung des Thukydides-Zitats aus der Präambel.¹¹ Als Motive für die Übernahme des Thukydides-Zitats in die Präambel kämen demnach Bildungsstolz und Nationalismus in Frage. Damit scheint mir die Frage nach den Ursachen für die Übernahme des Thukydides-Zitats in die Präambel der EU-Verfassung doch wohl kaum erschöpfend beantwortet zu sein.

IV.2. Interpretationen

So muss dann notgedrungen zu Interpretationen gegriffen werden, an denen nun allerdings kein Mangel herrscht.

„Der Sprachstil der Präambel ist gekennzeichnet durch einen pathetischen Gestus der Überzeugung, der den Bürger auch emotional an das politische Gemeinwesen binden möchte.“¹² Dieser Satz, mit dem ORLANDO BUDELACCI den Sprachstil von Präambeln im Allgemeinen charakterisiert, gibt zugleich einen Aufschluss über die mögliche Ursache von Entscheidungen des Verfassungskonvents, die sich darin niederschlugen, zeitweise das Thukydides-Zitat als Motto der Präambel des Verfassungsentwurfs voranzustellen. Als Hintergrund muss mitgedacht werden, dass der Europäische Konvent in Laeken (Belgien), der die Niederlegung des Textes einer Europäischen Verfassung auf den Weg brachte, als vordringliches Anliegen formulierte, „den Bürgern das europäische Projekt und die europäischen Organe näher zu bringen.“¹³ Die Bemühungen lassen sich in dem Begriff der „Identitätspolitik“ zusammenfassen.¹⁴ „Der nur

mäßige Erfolg der bisherigen Identitätspolitik[en der EU-Mitgliedstaaten]“ – so A. v. BOGDANDY¹⁵ – wäre „mitursächlich für die aktuellen [im Jahre 2005 stattfindenden –], explizit identitätsorientierten Bemühungen um ein europäisches Verfassungsdokument.“ Dabei mag die Frage unbeantwortet bleiben, welchen politischen und sozialen Stellenwert das Phänomen der kollektiven Identität wirklich beanspruchen kann.¹⁶

Selbstverständlich beinhaltet das Thukydides-Zitat auch einen inhaltlichen Anspruch (im Sinne des Selbstverständnisses): „Verfassungspräambeln verbinden [...] den Vergangenheits- mit dem Zukunftsaspekt: Sie erinnern an Vergangenes, halten es fest, um in dessen Geist zur Zukunftsbewältigung beizutragen. Sie können damit eine Integrationsfunktion wahrnehmen.“¹⁷ H. HEIT spricht davon, dass die EU-Verfassung sich damit einen „Ursprungsmythos“¹⁸ geschaffen habe.

V

Interpretationen von Thuk. 2, 37, 1 und ihre Auswirkungen hinsichtlich der Beurteilung der Eignung dieses Zitats im Rahmen der Präambel der EU-Verfassung

V.1 Was fehlt

V. 1.1 Der engere Kontext des Thukydides-Zitats
Bei jedem Motto stellt sich die Frage der Auswahl aus einem bestimmten Kontext. Die Länge des Mottos muss natürlich von vornherein stark begrenzt sein. Trotzdem soll das Zitat ein in sich verständliches Ganzes bilden.

Hier fällt nun auf, dass ein Teil des zitierten Satzes ausgelassen ist. Das ist an sich noch nichts Ungewöhnliches, – in diesem Fall jedoch schon, weil dadurch der Satzbau, zumindest des griechischen Originals,¹⁹ brüchig wird. Auf die Worte „Wir haben eine Verfassung“²⁰ folgt sofort der nächste Satz, der diese Verfassung benennt. Ausgelassen sind die von Perikles bei Thukydides angegebenen Merkmale dieser Verfassung. Verloren geht dadurch der propagandistische²¹ Charakter dieses Abschnitts aus seiner Rede: Perikles hebt als Charakteristikum hervor, dass sich die athenische Verfassung auf kein Vorbild eines anderen Staatswesens stützt. Auf der

anderen Seite aber sei sie anderen zum Vorbild geworden.²² Deutlich wird damit allemal, dass es sich bei Perikles' Äußerung nicht um eine sachliche Feststellung, sondern um ein stellvertretend abgegebenes kollektives Selbstlob handelte.

Es fehlt dann – hier könnte allerdings (s. o.) argumentiert werden, ein Motto müsse eben sehr kurz sein – die bei Thukydides folgende inhaltliche Ausfüllung dessen, was Perikles unter athenischer Demokratie verstanden wissen will, denn nach der Nennung des Mehrheitsprinzips²³ bricht das Zitat ab. Nicht genannt werden folgende Bestimmungen: Die Gleichberechtigung der Bürger im Inneren, die Geltung des Leistungsprinzips bei der politischen Rangfolge, unabhängig von sozialen Unterschieden.

Wie ist es nun zu deuten, wenn zwar das erste von Perikles genannte inhaltliche Merkmal der athenischen Demokratie genannt wird, die folgenden aber nicht? Es wäre sicher banal, davon auszugehen, es werde nur deswegen (und zwar als einziges) genannt, weil es das erste ist. Dann aber müsste vermutet werden, die soziale Komponente der politischen Partizipation sei als weniger bedeutsam erachtet worden. Dies würde der Kritik an der EU-Verfassung bzw. am Lissabon-Vertrag wegen des Fehlens eben dieser Komponente Nahrung geben.²⁴

Ferner ist darauf hinzuweisen, dass durch diese im Text der EU-Verfassung übergangenen Merkmale die athenische Demokratie in den Worten des Perikles eine besondere Färbung erhält; solche Mischungen sind auch im hiesigen politischen Sprachgebrauch der Gegenwart bekannt: so wenn von „freier“ oder von „sozialer Marktwirtschaft“, von „direkter“ oder von „parlamentarischer Demokratie“ die Rede ist. So bemerkt ein Kommentator z. St.²⁵ beispielsweise: „*Athen's government is presented as combining the best features of democracy (equality for all) and aristocracy (preference for merit) in a complex structure of antitheses.*“ Oder, um es allgemeiner zu formulieren: Die athenische Demokratie, so wie sie Perikles bei Thukydides darstellt, war nach fast einhelliger Meinung eine gemischte Staatsform.

Von dieser Vielfalt bleibt in der „verschwundenen Präambel“ nur ein Name und ein Prinzip

übrig. Böse Zungen könnten hier von einer Entsprechung zur geradezu sprichwörtlichen Blutleere der Brüsseler Bürokratie sprechen.

V. 1. 2 Der weitere Kontext bei Thukydides

Regelrecht peinlich wird die Auswahl des Mottos für die Präambel der EU-Verfassung aber, betrachtet man den Kontext, in dem das Zitat innerhalb des gesamten Werkes des Thukydides steht: „Auf den von seinen Verfassern mit viel Zuversicht für die demokratische Zukunft befrachteten Konventsentwurf warf es ein eigentümliches Licht, dass gerade diese Leichenrede als der das Motto für die europäische Verfassung spendende Text gewählt wurde: In dem dieser Rede folgenden Sommer brach in Athen, dessen Demokratie hier gerühmt wird, eine Tod und Verderben bringende Pest aus, die auch Perikles das Leben kostete ...; zudem brachte die Niederlage Athens gegen Sparta am Ende dieses fast dreißigjährigen Krieges, dessen erste Gefallene auf athenischer Seite mit Perikles' Rede geehrt werden, den Zerfall der attischen Polis mit sich.“²⁶

Nun ließe sich einwenden: Vergleiche – und um einen solchen handelt es sich im Kern bei der Übernahme eines Zitats als Motto – hinken immer; der Kontext differiert immer ein wenig. Größere inhaltliche Schwierigkeiten für die Verteidiger des Präambel-Zitats bringt allerdings die berühmte Stelle Thuk. 2, 65 mit sich, wo es heißt: „Es war dem Namen nach eine Demokratie, in Wirklichkeit die Herrschaft des Ersten Mannes.“ Was ist das Lob der Demokratie wert, wenn es aus dem Munde eines Mannes kommt, der sie in seinem eigenen Handeln so offensichtlich aushöhlte?²⁷

Die Antwort erscheint einfach (nämlich: nichts), wird aber umso komplizierter, je intensiver man sich vor Augen führt, dass die Bewertung dieses Faktums durch Thukydides keineswegs selbstverständlich ist. So überraschend es Außenstehenden auch erscheinen mag: Thukydides „rühmt [...] an einer der wenigen Stellen, wo er seine persönliche Meinung äußert, die im Jahre 411 versuchte Verfassung der 5 000, die zwischen der Oligarchie der 400 und der Demokratie vermittelte – ,zum erstenmal, seit ich lebe, eine gute Verfassung.“²⁸

Das Lob der athenischen Demokratie aus dem Munde des Perikles mag für Thukydides trotzdem plausibel gewesen sein, weil – so argumentiert LANDMANN – Thukydides zwar „sah [...], dass die von Perikles gerühmte Demokratie entarten konnte; da sie aber damals noch nicht so entartet war, durfte er ihm ihren Lobpreis in den Mund legen.“²⁹

Mag also diese Stelle, zumindest in den Augen des Thukydides, im Rückschluss noch keine eindeutige Kritik an Perikles' politischer Haltung erkennen lassen, so wird andererseits aber deutlich, dass sich Thukydides nicht als ein heutigen Maßstäben genügendes demokratisches Vorbild in Anspruch nehmen lässt.

Schließlich fragt sich, wer als Gewährsmann für die Lesart der antiken griechischen Demokratie übrig bleibt, auf den sich die EU beziehen möchte: Perikles fällt aus den genannten Gründen weg, Thukydides ebenfalls.³⁰

Aber hinzu kommt, dass sich das Athen der Zeit des Peloponnesischen Krieges insgesamt nicht als demokratisches Vorbild eignet, wie sich innerhalb des thukydideischen Werkes am besten durch Verweis auf den Melierdialog (V 85-113) zeigen lässt.³¹ Dies lehrt ebenfalls – und zwar in größerem chronologischen Rahmen – auch ein Blick auf die Verfassungswirklichkeit des klassischen Athens im Allgemeinen.

V. 1.3 Der Kontext

der athenischen Verfassungswirklichkeit

Ein solcher Blick muss im gegebenen Rahmen dieser Betrachtung sehr summarisch ausfallen. Es kann hier nur um Andeutungen gehen.

Die athenische Demokratie schloss bekanntlich – selbst zu ihren aus heutiger Sicht besten Zeiten – Frauen, Fremde (Metöken) und Sklaven von politischer Beteiligung aus. Dieser eine Satz müsste schon ausreichen, um den Bezug einer Präambel der EU-Verfassung auf die athenische Demokratie *ad absurdum* zu führen.³² (Allerdings sollte die EU, falls sie dies zur Kenntnis genommen haben sollte, sich hüten, sich auf ein zu hohes Pferd zu setzen.³³)

Die sozialen Grundlagen der athenischen Demokratie müssen aus heutiger Sicht als nicht mehr akzeptabel bezeichnet werden: „Unser heu-

tiges Verständnis von Demokratie – hoffentlich auch und gerade innerhalb der Europäischen Union – geht heute wesentlich weiter.“³⁴ Die Anforderung an ein zeitgemäßes Demokratieverständnis erschöpft sich nicht in der Anwendung des Mehrheitsprinzips, sondern schließt zum Beispiel den des Schutzes der Minderheiten sowie die Wahrung der Rechte Einzelner ein.³⁵

Soweit die Defizite des antiken griechischen Demokratiemodells. Andererseits lassen sich im Vergleich aber auch demokratietheoretische Defizite der EU konstatieren: Die EU entspricht dem athenischen Modell insofern gar nicht, als ihr die basisdemokratischen Elemente fehlen,³⁶ wie sie sich in der direkten Demokratie einer Polis verwirklichen ließen; die EU ist demgegenüber als ein „Eliteprojekt“ bezeichnet worden, „das vielmehr von ‚oben‘ und nicht von ‚unten‘ gebaut wird.“³⁷

VI

Schwierigkeiten bei der Rezeption im zeitgenössischen politischen Kontext VI.1. Von innen (Selbstdesavouierung)

1.a. Das Zustandekommen des EU-Vertrags

Der Begriff der Demokratie, wie er in der Präambel in Anspruch genommen wird, auf der einen, die Realität der Zusammensetzung und der Arbeitsweise des Verfassungskonvents auf der anderen Seite standen in schreiendem Gegensatz zueinander.

Hierzu nur einige wenige andeutende Bemerkungen: Die Männer stellten 83 % der 105 Mitglieder; in dem gesamten Gremium befanden sich gerade einmal zwei Linke, darunter eine nicht stimmberechtigte Kommunistin aus Zypern.

Undemokratisch war überdies das gesamte Beratungsverfahren: Es wurde kein wirklicher Konsens erarbeitet, sondern nach Kräften manipuliert. Nur ein Beispiel hierfür: In der Endphase der Beratungen wurden zwischen dem 27. und 31. Mai 2003 noch ca. 1600 Änderungsanträge eingebracht, die bis zum Abschluss der Arbeit am 10. Juli in nur zwei Sitzungen zu bearbeiten waren.³⁸

1.b. Verhältnis von Motto und Fortsetzung der Präambel

Auf das Motto folgte in der Präambel eine Aufzählung, die mit „Seine Majestät der König der Belgier“ begann und mit „Ihre Majestät die Königin des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Nordirland“ endete. Die katholische Friedensorganisation *Pax Christi* folgert: „Eine solche Nähe zu den realen Belangen der Bevölkerung [wie die EU sie von sich behauptet. – L.Z.] wird allerdings bereits zweifelhaft, wenn man sich den hierarchischen Aufbau des Anfangs des Entwurfes zur Europäischen Verfassung anschaut, wo zuerst Majestäten und Präsidenten genannt werden, so als ob diese sich jetzt huldvoll herablassend zu einer Verfassung entschlossen hätten. So realitätsfern dieser Stil erscheint, deutet er doch auf eine große Distanz zwischen den wirklich Regierenden und den Völkern Europas hin.“³⁹

1.c. Die Referenden (nur) in F und NL im Jahre 2005

Die Art und Weise, wie über den EU-Verfassungsvertrag entschieden wurde, sprach seinem Demokratieanspruch ebenfalls Hohn. Die Ratifizierung durch die Parlamente blieb der Normalfall. Nur in Frankreich, in Luxemburg⁴⁰ und in den Niederlanden fanden im Mai bzw. Juni 2005 Referenden statt, die (abgesehen von der Abstimmung in Luxemburg) unterschiedlich große Mehrheiten gegen den EU-Vertrag ergaben.

In den Ländern, in denen keine Referenden zugelassen worden waren,⁴¹ regte sich Zorn oder Verbitterung über ein Vorgehen, das als undemokratisch empfunden wurde.

So wird unter der Überschrift „Kein portugiesisches Referendum zum EU-Vertrag“ in der portugiesischen Zeitung *Público* (9.1. 2008) das in Portugal ebenfalls nicht stattgehabte Referendum über den nachfolgenden Lissabon-Vertrag folgendermaßen kommentiert: „Heute stellt sich die Frage: Lässt es sich rechtfertigen, einen so wichtigen Schritt wie die europäische Integration vom Parlament – unter Umgehung der europäischen Völker – beschließen zu lassen? Wenn es so ist, dann wäre das Zitat von Thukydides, das dem ursprünglichen Verfassungsentwurf vorangestellt war, ziemlich ironisch. [...] Im heutigen Europa

ist die Macht in den Händen einer Minderheit. Man will sie der Mehrheit der Bürger gar nicht anvertrauen.“

In gleichem Sinne äußerte sich eine Politikerin der FDP – einer Partei, die ein Referendum auch in Deutschland forderte –, die damalige Ministerin RUTH WAGNER, im hessischen Landtag: „Meine Damen und Herren, das ist der Grundsatz einer Demokratie seit der Antike. Wer sich auf Mehrheiten stützt, der muss auch zulassen, dass Bürgerinnen und Bürger über eine solche Verfassung abstimmen. Das ist demokratische Legitimation.“ (Dafür erhielt sie Beifall [nur] von der FDP.)⁴²

VI. 2. Von außen (Kritik):

Schon im vorigen Abschnitt wurden kritische Bemerkungen gegenüber dem behaupteten Demokratiedefizit wiedergegeben. Der Übergang zu diesem Abschnitt ist also durchaus fließend.

Im Folgenden sollen nur zwei Beispiele dafür angeführt werden, wie fatal es sich für die Glaubwürdigkeit der EU auswirkt, wenn sie an dem in der Präambel niedergelegten Demokratieverständnis gemessen wird. So kritisiert der Deutsche Beamtenbund (dbb) in einer Stellungnahme: „Nach wie vor bleibt der soziale Dialog auf europäischer Ebene Stückwerk.“⁴³ Vor allem aber war die Demokratisierung hier weniger erfolgreich als in anderen Bereichen. [...] Entsprechend liest sich das der Präambel vorangestellte Zitat Thukydides', wonach Demokratie und Staat auf die Mehrheit ausgerichtet seien. Es ist fraglich, ob dieses Wort des politisch konservativen aristokratischen Historikers aus Athen genügt, um das Ideal einer modernen pluralistischen Demokratie zu beschreiben. Und es steht zu hoffen, dass Europas Geschick nicht der Logik seiner Erkenntnisse folgen wird. Schließlich war der Begründer der Geschichtswissenschaft in bezug auf die Natur des Menschen ein Pessimist und sah im Machtstreben die eigentliche Antriebskraft des Politischen und zugleich die Ursache allen Niedergangs.“⁴⁴

Auch das zweite Zitat enthält eine Kritik, die die oben genannten philologisch begründeten Bedenken mit Argumenten ergänzt, die aber der Erfahrung mit der Politik der EU entsprungen ist.

Die symbolische Bedeutung des Präambel-Mottos wird an Hand des Urteils über die politische Praxis interpretiert. CHRISTOPH STRAWE fokussiert seine Kritik an der Grundrechte-Charta der EU-Verfassung, indem er die Verbindung mit dem Präambel-Motto herstellt: „Das zweite Dementi der Grundrechte-Charta erfolgt gleich zu Beginn des Entwurfs, indem dessen Präambel ein Zitat von Thukydides vorangestellt wird, das das Mehrheitsprinzip zum Kern der Demokratie erklärt. [...] Menschenrechte⁴⁵ sind jedoch gerade Minderheitenrechte, Rechte des einzelnen auch gegenüber den Mehrheiten, die ihm diese Rechte nicht schmälern dürfen, weil sie im Wesengehalt unumkehrbar und kein Gewährungsakt der Gemeinschaft sind. Das Argument, der Entwurf senke das Grundrechtenebene ab [...], ist daher durchaus berechtigt.“⁴⁶

Es lässt sich also beobachten, dass das Thukydides-Zitat in die heftigen Auseinandersetzungen um den Text und Inhalt des EU-Verfassungsentwurfs einbezogen wurde, wobei die reale Praxis der EU (s.o.: VI.1) die Grundlage bot.

VII

Wie und warum das Thukydides-Zitat aus der Präambel verschwand – Der journalistische Aspekt

Wie mag sich die Herausnahme des Thukydides-Zitats aus der Präambel der EU-Verfassung abgespielt haben? Möglicherweise so: „Einige Regierungsvertreter müssen bemerkt haben, dass im Mittelpunkt dieses Werkes der Untergang Athens und damit eine Darstellung der Ursachen des Verfalls der Vaterstadt von Thukydides stand, eine Zukunftsvision, die wohl von niemandem mit dem Haus Europa in Verbindung gebracht werden soll.“⁴⁷

Der schon mehrfach zitierte Journalist Knut Pries⁴⁸ schreibt: „Ein Abgang, genauso geheimnisvoll wie der Auftritt vor einem Jahr.“ Bezüglich des „Auftritts“ ist bereits Einiges angedeutet und vermutet worden. Pries behauptet darüber hinaus: „Valérie Giscard d'Estaing persönlich hatte damals die Sentenz des antiken Historikers der Verfassung vorangestellt.“ Der Journalist malt das von ihm entworfene Bild mit vielen Pinselstri-

chen aus: „Autorität eines Ex-Staatsoberhauptes und Präsidenten des EU-Verfassungskonvents“, „Hellenist“, „kann nicht nur die fragliche Passage aus dem ‚Peloponnesischen Krieg‘ auswendig“, „ist auch in der Lage, eine Unterhaltung auf Griechisch zu führen“, „auf Altgriechisch“, „weiß, dass das schöne Zitat über die demokratische Verfassung nicht von Thukydides selbst stammt, sondern aus einer von diesem referierten Rede des Perikles“. Jedoch all diese Angaben würden Giscard d'Estaing allenfalls als ein verschrobenes Original aus dem Politikbetrieb qualifizieren, aber – wie gesagt – keineswegs erklären, wie das Thukydides-Zitat in die Präambel der EU-Verfassung geriet.

Nun spielte Giscard d'Estaing zwar innerhalb des Konvents die Rolle des „*elder statesman*“, der sich allerlei Marotten erlauben konnte, aber die Erklärung, die der Journalist gibt, erscheint trotzdem unbefriedigend. Er muss Bestrebungen innerhalb des Verfassungskonvents angesprochen haben, die die ihm zugeschriebene Entscheidung ermöglichten. Die Leerstelle, die Pries hier hinterlässt, wäre auszufüllen.

Zur Erklärung für die Streichung führt Pries folgende Ursachen an: Perikles sei „gar kein überzeugter und überzeugender Demokrat“ gewesen. Er sei „eine Art Athener Zentralist“ gewesen.⁴⁹ Und Zentralismus sei nun einmal „einer der Abgründe der Verdammnis [...], an denen die Europäische Union beständig entlang schrammt“.

Es wäre erfreulich, wenn es derlei Überlegungen gewesen wären, auf Grund deren das Thukydides-Zitat gestrichen worden wäre. Ob es sich so verhält, wissen wir nicht. Ich vermute, dass die Ursachen weit banaler waren.

Da sich nun schon die Ursachen der Streichung mit journalistischen Mitteln nicht klären lassen, wenden wir uns der Wirkung bei den Hauptakteuren zu. (Denn derer gab es laut Pries zwei.) Die Streichung des Thukydides-Zitats habe nicht nur Giscard d'Estaing, sondern auch den damaligen griechischen Ministerpräsidenten KARAMANLIS erobert; dieser habe „verlangt, dass wenigstens ein anderer [sic!] hellenischer Philosoph aus dem fünften vorchristlichen Jahrhundert zum Zuge kommt, was allerdings voraussetzt, dass ein

Ausspruch gefunden wird, der ähnlich gut passt wie der ausgemusterte.“ Damit benennt Pries, offenbar, ohne es zu ahnen, zwei Dilemmata: Ob es solche Stellen (bei PLATON) überhaupt gebe⁵⁰ und ob die Thukydides-Stelle überhaupt „gut passt[e]“.

VIII

Schlussbemerkungen

Ich möchte das Verhältnis zwischen EU und Antike mit dem eines Neureichen vergleichen, der sich eine täuschend echte Kopie der „Mona Lisa“ in sein Wohnzimmer hängt. Fortan wird ihn das Misstrauen begleiten, das er durch das in dieser Handlung zum Ausdruck kommende Missverhältnis zwischen Anspruch und Realität ausgelöst hat.

A. von Bogdandy nun interpretiert das griechische Zitat am Anfang der Präambel als ein Bild: „Der Konvent lässt den europäischen Verfassungsvertrag nicht mit Worten, sondern einem Bild beginnen.“ Gemeint ist damit, dass der Unionsbürger auf griechische Buchstaben stößt: „Da Kenntnisse des Altgriechischen nur bei einem verschwindend geringen Teil der Bevölkerung vorhanden sind, treffen die meisten Unionsbürger nicht auf einen in Worte gefassten Gedanken, sondern auf ein Assoziationen weckendes Schriftbild. Man darf die Annahme wagen, dass dieses Bild – unterstützt durch den Namen Thukydides – das ‚alte Griechenland‘ evoziert.“ Das Zitat lässt sich also deuten als ein Versuch der EU, sich eine „abendländische“ Aura und damit eine höhere Weihe zu geben: Es geht nicht mehr um die geschichtliche Wahrheit, sondern um die Verbreitung eines Mythos.⁵² Für die meisten Europäer stellt das antike Griechenland einen Mythos dar, der – wie v. Bogdandy es formuliert – „eine Wahrheit höherer Ordnung [enthält], die normative Ansprüche stellt und formative Kraft besitzt.“⁵³

Problematisch an dem evozierten Griechenland-Bild ist, dass es dem Forschungsstand des späten 18. und frühen 19. Jahrhundert entspricht und nicht die Erkenntnisse der seitherigen Forschung einfließen lässt.⁵⁴ Diese Simplifizierung des Griechenland-Bildes zu instrumentalisieren, muss denen, die das Thukydides-Zitat in die Prä-

ambel bringen wollten, allerdings vorgeworfen werden. (Im Klartext lautete deren Devise: „Das stimmt zwar alles nicht so genau; das macht aber nichts, denn wir wollen das Zitat ja nur für die Zwecke der Identitätspolitik nutzen.“)

LUCIANO CANFORA glossiert in boshaften Worten, denen sich allerdings auch einige Plausibilität abgewinnen lässt, die mögliche Entstehungsgeschichte der Präambel mitsamt dem darin ursprünglich enthaltenen Thukydides-Zitat:⁵⁵ „Die Urheber der Präambel zur europäischen Verfassung [haben] [...] als Schulweisheit (eher der Unterstufe) [...] gelernt, dass ‚Griechenland die Demokratie erfunden hat‘ – eine effekthascherische, schematische Formulierung, die sich bei genauerem Hinsehen als falsch erweist.“⁵⁶ Vernichtend schließlich auch die Bemerkung des Juristen ULRICH BATTIS: „Dieses Motto, in griechischer Schrift vorangestellt, ‚putzt zwar ungemünzt,‘⁵⁷ aber es könnte kaum falscher sein, denn die EU ist kein Staat und noch weniger ist sie eine Demokratie.“⁵⁸ Ohne dass über jedes Detail dieses Urteils Einigkeit erzielt werden müsste: Es bringt den Kontrast zwischen Absicht und Realität in aller wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdruck.

So möchte ich denn abschließend, frei nach BRECHTS „Fragen eines lesenden Arbeiters“⁵⁹ fragen: „Giscard d’Estaing persönlich hatte die Sentenz des antiken Historikers der Verfassung vorangestellt. / Hatte er nicht wenigstens einen Studenten der Gräzistik bei sich?“ Der hätte ihn vielleicht vor der hier geschilderten Blamage bewahren können.

Für diejenigen aber, denen es um das „Verständnis der Griechen und Römer und ihres Nachlebens“ geht, erneuert sich die Aufgabe, Echtes von billigem Flitter unterscheiden zu lehren.⁶⁰

Anhang

Eine Folge der vorübergehenden Übernahme des Thukydides-Zitats

in die Präambel der EU-Verfassung:

Inflationierung seines Gebrauchs

Die zeitweilige Aufnahme des Thukydides-Zitats in die EU-Verfassung hatte eine bemerkenswerte Nebenwirkung: Bei allen passenden oder auch

unpassenden Gelegenheiten tauchte es in Politikerreden auf.

So sagte OSKAR LAFONTAINE auf dem Bundeswahlparteitag der Partei DIE LINKE am 20./21. Juni 2009: „Wir dürfen nicht übersehen, dass Arbeitnehmer, Rentner und sozial Bedürftige auch schon vorher (vor der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise – d. Red.) die Spekulation und den Tanz der Börsianer bezahlten. [...] Genau an dieser Stelle wird erkennbar, dass der Finanzkapitalismus die Demokratie aushöhlt. ‚Der Name, mit dem wir unsere politische Ordnung bezeichnen, heißt Demokratie, weil die Angelegenheiten nicht im Interesse weniger, sondern der Mehrheit gehandhabt werden,‘ lässt Thukydides [...] den athenischen Staatsmann Perikles sagen. Das Kriterium, dass die Angelegenheiten im Interesse der Mehrheit gehandhabt werden, ist nicht das alleinige, aber es ist doch ein entscheidendes Merkmal jeder demokratischen Gesellschaftsordnung. Und es ist offenkundig, dass dieses Kriterium bei sinkenden Löhnen, Renten und sozialen Leistungen in Deutschland und in anderen Ländern der Welt nicht erfüllt ist. Der Finanzkapitalismus hat die Demokratie zerstört.“⁶¹

Bemerkenswert erscheint mir an Lafontaines Bemerkung zweierlei: Er übernimmt das Thukydides-Zitat einerseits unkritisch, unterlegt ihm aber eine soziale Komponente, die im griechischen Original zwar enthalten, im gekürzten Text der EU-Verfassung aber gestrichen ist.

Auch die Bürgerinitiative Großgemeinde Leitzersdorf (Österreich) hat offenbar von dem Thukydides-Zitat Kenntnis erhalten; sie schreibt in ihrem monatlichen Info „Durchblick“ (Juli 2005): „Die BGL-Gemeinderäte haben mit ihrer Handlung keine undemokratische Haltung eingenommen, denn Abschnitt 4 Paragraph 110 der NÖ Gemeindeordnung besagt: Auszug aus der NÖ Gemeindeordnung/ 4. Abschnitt – Amtsverzicht, Mandatsverlust [...].“ (Es folgt eine längere Darlegung, die folgendermaßen abgeschlossen wird:) „Mit folgendem Zitat möchten wir unsere Sichtweise beenden: ‚Die Verfassung, die wir haben ..., heißt Demokratie, weil der Staat nicht auf wenige Bürger, sondern auf die Mehrheit ausgerichtet ist.‘ (Thukydides, Geschichte des

Peloponnesischen Kriegen II, 37; ursprünglich Bestandteil der Präambel des EU-Verfassungsentwurfs).“⁶²

Abschließend seien noch zwei Kuriosa erwähnt: zum einen, dass die Berliner Tempelhof-Partei, die im Jahre 2009 zur Bundestagswahl nicht zugelassen wurde, weil sie nur 12 Mitglieder hatte, über keine weiteren Landesverbände verfügte und keine Öffentlichkeitsarbeit nachweisen konnte, das Thukydides-Zitat in ihrem Parteiprogramm vom 24.2.2009 als Motto aufführt⁶³ und schließlich, dass der Intendant des Schauspiels Hannover, LARS-OLE WALBERG, in einer Rede während der Demonstration gegen die Castor-Transporte die in diesem Aufsatz behandelte Passage aus der Leichenrede des Perikles verlas.⁶⁴

Anmerkungen:

- 1) Knut Pries, Unheiliger Geist in der Kapelle. Wie sich die europäischen Staats- und Regierungschefs wieder einmal in den Streit über einen Posten verbeißen. In: Frankfurter Rundschau vom 19. Juni 2004, S. 3.
- 2) Allgemein unter dem verkürzenden Begriff „EU-Verfassung“ bekannt.
- 3) Er trat nach längerer Verzögerung, vor allem durch die Ablehnung im ersten irischen Referendum verursacht, am 1. Dezember 2009 in Kraft.
- 4) Genau genommen, hieß das gemeinhin als „EU-Verfassung“ bezeichnete Dokument allerdings, wie oben im Text erwähnt, „Vertrag über eine Verfassung für Europa“. – In der kritischen Auseinandersetzung wurde diesem Schriftstück jedoch aus inhaltlichen und formalen Gründen der Charakter einer Verfassung bestritten. Allzu einfach macht es sich G. Robbers, Die Präambel der Verfassung für Europa – Ein Entwurf, in: A. Blankenagel, I. Pernice, H. Schulze-Fielitz (Hrsg.): Verfassung im Diskurs der Welt. Liber amicorum für Peter Häberle, 2004, S. 252, wenn er behauptet: „Diese Verfassung ist Verfassung, schon weil sie sich selbst so nennt.“
- 5) Der Verfasser bittet schon an dieser Stelle um Verständnis dafür, dass er verschiedentlich von „EU“ sprechen wird, wo, genau genommen, von „EU-Kommission“ oder „EU-Bürokratie“, oder auch von „EU-Konvent“ die Rede sein sollte. Wo eine präzise Benennung möglich ist, wird diese auch vorgenommen werden. In Fragen der Sprachschöpfung oder auch Namensgebung, um die es hier geht, lassen sich die Verantwortlichkeiten jedoch leider nicht immer genau feststellen.
- 6) Für diese These meine ich an verschiedenen Stellen Belege geliefert zu haben. Vgl.: L. Zieske, AENEAS kommt (nicht) in die EU, in: Forum Classicum 51 (2008), S.100-103. – ders.: Europäische Mythen, in: Ossietzky 6/2009 (21.3.), S. 238 – 240.
- 7) Andererseits – so viel sei nun doch der EU ins Stammbuch geschrieben – geht aus solchen Beispielen zugleich die Notwendigkeit für Außenstehende (also auch für die EU) hervor, sich nicht auf stillschweigenden Konsens zu verlassen.
- 8) Das Internetlexikon „Wikipedia“ vermerkt s.v. „Gefallenenrede des Perikles“: „Diese in der Geschichte des Peloponnesischen Krieges von Thukydides überlieferte Rede (Thuk. 2, 35-46) ist, beginnend mit der Renaissance, bis heute immer wieder intensiv rezipiert worden.“
- 9) Vgl. G. P. Landmann, Das Lob Athens in der Grabrede des Perikles, in: MH 31(1974), S. 79: „Diese Feststellung der Originalität dient als Hieb gegen Sparta.“ Außerdem: O. Budelacci, Destabilisierung und Orientierung – Die Präambel des Verfassungsvertrages der Europäischen Union, in: F. Cheneval (Hrsg.): Legitimationsgrundlagen der Europäischen Union (= Region – Nation – Europa, Bd 27), 2005, S. 186. – In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass sich – ironischer Weise – heftige Kritik gegen das in der EU-Verfassung festgelegte „Aufrüstungsgebot“ richtete. (Art. I-41 [3], 2. Abs.: „Die Mitgliedstaaten verpflichten sich, ihre militärischen Fähigkeiten schrittweise zu verbessern.“) Dies ist als Hintergrund zu sehen für die überaus kritische Bemerkung bei H. Heit, Die Griechen, die Barbaren und wir: Kontinuität und griechischer Ursprung in westlichen Identitätsdiskursen, in: I. Därmann, St. Hobuß, U. Lölke (Hrsg.): Konversionen. Fremderfahrungen in ethnologischer und interkultureller Perspektive (= Studien zur interkulturellen Philosophie 13), Amsterdam 2004, S. 216, Anm. 13 „Bemerkenswerterweise ist es gerade dieser Satz, wenn auch mit der sicher nicht zufälligen Auslassung hinsichtlich der Vorbildfunktion der Griechen, der als Motto die Präambel des europäischen Verfassungsentwurfes zielt. Damit stellt sich die Europäische Union in die Tradition einer selbstgefälligen und kriegstreiberischen Rede.“ Zur Kritik an Heits Bemerkung s.u., Anm. 22. – Fragwürdig, weil nicht begründet, G. Robbers’ Aussage (wie Anm. 4), S. 252: „Die zerstörerische Kraft des Krieges steht im Hintergrund des ersten Satzes als Mahnung und Erinnerung, zugleich ist der Weg zu seiner Überwindung gewiesen, die Achtung vor Verfassung und Demokratie.“

- 10) An dieser Stelle sei nochmals der „Wikipedia“-Artikel (Abschnitt: „Moderne Rezeption“) zitiert: „Ein weiteres Beispiel ist der – gescheiterte – Versuch Giscard d’Estaings, die Präambel der Europäischen Verfassung mit einem Verweis auf die Gefallenenrede beginnen zu lassen. Das dafür bemühte bekannte Zitat aus Thuk. 2, 37 lautet im ursprünglichen Verfassungsentwurf verkürzt: ‚Die Verfassung, die wir haben, [...] heißt Demokratie, weil der Staat nicht auf wenige Bürger, sondern auf die Mehrheit ausgerichtet ist‘. – Im Original lautet die Stelle: **Χρώμεθα γὰρ πολιτείᾳ [...] καὶ ὄνομα μὲν διὰ τὸ μὴ ἐς ὀλίγους ἀλλ’ ἐς πλείονας οἰκεῖν δημοκρατία κέκληται.** – Die Übersetzungen unterscheiden sich erheblich voneinander; vgl.: H. Heit, Europäische Identitätspolitik in der EU-Verfassungspräambel. Zur Ursprungsmythischen Begründung eines universalistischen europäischen Selbstverständnisses, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 90 (2004), 467f. (m. Anm. 30) macht darauf aufmerksam, dass es in einer früheren Fassung der Präambel noch hieß: „gestellt auf“, was danach verändert wurde in „ausgerichtet auf“. Er verdeutlicht den Unterschied so: „‚Auf die Mehrheit ausgerichtet‘ kann auch eine paternalistische Diktatur sein.“ (Ebd., 468)
- 11) K. Pries (wie Anm. 1), S. 3.
- 12) Orlando Budelacci (wie Anm. 9), S. 179. – Dieser Aufsatz erschien nach der Ablehnung des EU-Verfassungsentwurfs (im Mai bzw. Juni 2005) durch die Referenden in Frankreich und in den Niederlanden.
- 13) Helmut Heit (wie Anm. 10), S. 461. Der Vf. konstatiert als Hintergrund dieses Bemühens ein allgemeines Desinteresse der EU-Bevölkerung, das sich in verschiedener Weise ausgedrückt habe (ebd., Anm. 2).
- 14) Dieser Begriff, der in einigen Arbeiten zur EU-Verfassung auftaucht (A. v. Bogdandy, Europäische Verfassungspolitik als Identitätspolitik. Theoretische Verortung und Kritik, in: Kritische Justiz 38 (2005), S. 110-26, H. Heit [wie Anm. 9], Heit [wie Anm. 10]) hat seine materielle Grundlage in dem „Dokument über die europäische Identität, angenommen von den Außenministern der Mitgliedstaaten der Europäischen Gemeinschaften am 14. Dezember 1973 in Kopenhagen“, auf das A. v. Bogdandy (s.o.), S. 110, m. Anm. 3 (mit Quellenangabe) hinweist. Derselbe Autor (ebd.), S. 111, m. Anm. 6-8 geht auch auf den Beginn des Identitätsdiskurses in den sechziger Jahren ein, als dieser Begriff noch wegen seiner mangelnden Präzision kritisiert wurde. In der Debatte setzte sich diejenige Bedeutungsvariante durch, die sich im Ausdruck „soziale Identität“ wiederfindet und die mit dem Vorhandensein bzw. dem Fehlen innerer Zustimmung verknüpft ist. Die politische Identität wäre ein Teilaspekt der sozialen Identität. (ebd., S. 112). – H. Heit (wie Anm. 10), S. 462 weist im EU-Vertrag drei Fundstellen für den Begriff „Identität“ nach: (1) in der allgemeinen Präambel, (2) in der Präambel zum Grundrechtsteil, (3) Art. 51,3.
- 15) (wie Anm. 14), S. 110, m. Anm. 4. – Vgl. auch ebd., 119: Das Thukydides-Zitat sei gedacht gewesen als „Symbol für das Bestehen einer politischen Gemeinschaft [...], der sie als Unionsbürger zwangsläufig angehören.“ Dass dieser Versuch scheitern musste, könnte allein schon damit zusammenhängen, dass „die europäische Demokratie andere Quellen [hat als die der griechischen Polis], in erster Linie natürlich die jeweiligen heimischen Traditionen.“ (Th. A. Szlezak, Was Europa den Griechen verdankt. Von den Grundlagen unserer Kultur in der griechischen Antike [= UTB 3394], 2010, S. 133.) Würde man auf diese entsprechend eingehen, käme nicht das Bild einer einheitlichen europäischen Identität zustande, sondern dieses würde sich in einer Vielfalt auflösen.
- 16) A. v. Bogdandy (wie Anm. 14), S. 116 geht davon aus, „dass der gesellschaftliche Bedarf an kollektiver Identität leicht überschätzt wird.“ (Vgl. auch ebd., S. 119.)
- 17) Brun-Otto Bryde: Grundgesetz, Bd. 1; Präambel bis Art. 19, in: Ingo von Münch / Philip Kunig (Hrsg.): Grundgesetz-Kommentar, 2000, S. 3 (zitiert nach: H. Heit [wie Anm. 10], S. 453, m. Anm. 8).
- 18) H. Heit (wie Anm. 10), S. 464 (m. Anm. 14 f.): „Man kann die Präambel des europäischen Verfassungsentwurfes [...] als identitätspolitisch ambitionierten Ursprungsmythos lesen.“
- 19) Das Motto wird zunächst im griechischen Original wiedergegeben. In der nachfolgenden Übersetzung (vgl. Anm. 10) wird versucht, den Bruch sprachlich zu glätten.
- 20) Diese Aussage ist, für sich genommen, leer. Dass der Name dieser Verfassung nachgetragen wird, wirkt ausgesprochen unbeholfen – ein Eindruck, der völlig zu Unrecht auf den Stil des Thukydides zurückfällt.
- 21) So urteilt K. A. Raaflaub, Thucydides on Democracy and Oligarchy, in: A. Rengakos/ A. Tsamakis (Hrsg.): Brill’s Companion to Thucydides, 2006, S. 221 mit harten Worten: „Pericles’ own statements, in the Funeral Oration, are defensive and

ideologically exaggerated, and prove illusionary in the rest of the work.“

- 22) Vgl. G. P. Landmann (wie Anm. 9), S. 79 . – Mit widersprüchlicher Argumentation polemisiert H. Heit (wie Anm. 10), S. 469 gegen die Auslassung dieses Satzteils in der Präambel des EU-Vertrags: Es ist jedoch nicht möglich, wie er es tut, einerseits die Auslassung anzuprangern und zugleich den Urhebern dieser Auslassung Folgendes vorzuhalten: „Aus der vorbildlichen Funktion der antiken Kulturheroen soll ein europäisches Selbstverständnis nach Maßgabe des Perikles begründet werden.“ An dieser Stelle hilft es nicht, darauf hinzuweisen, dass „[d]ie Vorstellung, Europa stehe in einem ganz besonderen Verhältnis zur Geschichte der Zivilisation, [...] den Text der Präambel insgesamt“ durchziehe. (H. Heit [ebd.], S. 473.) Für Heit löst die genannte Auslassung sogar einen Ideologieverdacht aus (ebd., S. 476). Erklärlich werden seine Übertreibungen dadurch, dass er dem ausgelassenen Satz (bzw. Satzteil) eine grundsätzlich Bedeutung im Hinblick auf die Frage nach der Entstehung des Eurozentrismus beimisst. Dies kann ihm nur gelingen, indem er den athenischen zu einem griechischen Standpunkt macht: „Die Qualität der *griechischen* [von mir hervorgehoben. – L.Z.] Kultur wird [...] mit einem Universalitätsanspruch verbunden.“ (wie Anm. 9), S. 217. (Daran schließt Heit ein Zitat aus Perikles’ Lob Athens [Thuk. 2, 41] an.)
- 23) An dieser Stelle ist an die Bemerkung zu erinnern [S. 1], dass selbst Stellen, über deren Deutung *prima vista* Konsens zu herrschen scheint, sich bei näherem Hinsehen als keineswegs unbestritten erweisen. Das gilt nun auch für den Satzteil διὰ τὸ μὴ ἐς ὀλίγους ἀλλ’ ἐς πλείονας οἰκεῖν. J. A. Andrews, Pericles on the Athenian Constitution (Thuc. 2.37), in: AJPh 125, 2004, S. 550-2 unterscheidet drei Hauptinterpretationslinien: (1) „(because it is) run with the view to the interests of the majority“ (S. 550), (2) „because government is in the control of the masses“ (S. 550 f.) und (3) „the city is governed with the offices distributed among the many instead of the few.“ (S. 552). Letztere Auffassung wird vor allem in Gommers Kommentar (1956) z. St. (S. 108) vertreten: „ἐς πλείονας οἰκεῖν means the distribution[...].“ [Im Original kursiv gedruckt. – L.Z.] – Hierbei ergibt sich hinsichtlich der Interpretation (3) noch die zusätzliche Frage, ob es berechtigt sei, den Komparativ πλείονας durch einen Positiv („the few“) wiederzugeben. Hierfür setzt sich R. Winton, Thucydides 2, 37, 1: Pericles on Athenian Democracy, in: RhM 147 (2004), 26-34 ein. In seiner den Aufsatz abschließenden Übersetzung der

fraglichen Stelle heißt es: „because we involve not few, but many“ (34). (Bei R. Winton, Thucydides 2, 37, 1: A Re-consideration, in: RhM 150 (2007), S. 425 f. wird dieser Abschnitt innerhalb Thuk. 2, 37, 1) nicht noch einmal explizit behandelt, sondern nur kurz benannt.) – Es ist in diesem Zusammenhang aber auch an die Bemerkung aus Anm. 7 zu erinnern.

- 24) In diesem Zusammenhang wurde immer wieder der Art. III-177 kritisiert, der den Grundsatz der „offenen Marktwirtschaft mit freiem Wettbewerb“ vorsieht, was als Festschreibung der neoliberalen Wirtschaftspolitik betrachtet wurde. Ferner wurde kritisiert, dass diese Wirtschaftspolitik einschließlich des Wirtschaftswachstums als Verfassungsziele definiert würde, während die Sozialpolitik in diesem Zusammenhang übergangen werde.
- 25) J. S. Rustin: Thucydides. The Peloponnesian War. Book II, Cambridge 1989, a.l. Schon H. Gundert, Athen und Sparta in den Reden des Thukydides, in: Die Antike 16 (1940), 105 bemerkt: „[D]ieser Staat [ist] in einem echteren Sinne aristokratisch als die meisten Oligarchien; denn hier ist [...] die Arete nicht mehr das erstarrte Privileg eines Standes, sondern ein Leistungsanspruch, den jeder Freie erst zu gewinnen verpflichtet ist.“ – Vgl. im Übrigen die Ausführungen im Zusammenhang mit Thuk. 2,65 (s.u.).
- 26) Wolfgang Bergem, Identitätsformationen in Deutschland, 2005, S. 202, Anm. 52.
- 27) Dass das inhaltliche Ergebnis dieser „Aushöhlung“ von Thukydides positiv bewertet worden ist (s.u.), steht auf einem anderen Blatt.
- 28) G. P. Landmann (wie Anm. 9), S. 82. – Vgl. K. A. Raaflaub (wie Anm. 21), S. 220 f.
- 29) G. P. Landmann (wie Anm. 9), S. 82.- Vgl. Th. A. Szlezak (wie Anm. 15), S. 188, der auf Thukydides’ Darstellung hinweist, wonach Perikles’ Nachfolger versagt hätten.
- 30) Zur Frage, ob und ggf. in welchem Maße Thukydides sich mit Perikles’ Haltung überhaupt identifiziert vgl. H. Leppin, Thukydides und die Verfassung der Polis (= Klio-Beihefte 1, N.F.), 1999, S. 84.
- 31) Auf diesen Zusammenhang macht O. Budelacci (wie Anm. 9), S. 187 aufmerksam: „Thukydides, oder vielmehr sein Name, steht für unbezweifelbare Exzellenz und Größe der abendländischen Kultur. [Hier bezieht sich der Autor offenbar auf die konventionelle Lesart, wie sie der Auffassung der EU zu Grunde liegt. – L.Z.] Erinnern wir uns aber auch daran, dass wir im Melierdialog [...] eine machtpolitische Argumentation der

Athener Gesandten finden, in der die Herrschaft des Stärkeren proklamiert wird und Recht und Gleichheit nicht mehr relevant sind.“ (Vgl. Th. A. Szlezak [wie Anm. 15], S. 193.) – Leicht konnten die kleineren EU-Staaten, wenn sie sich an diesen Zusammenhang erinnerten, in diesem Zitat einen Anhaltspunkt für die Vermutung entdecken, es sei beabsichtigt, ihre Rechte zu mindern.

- 32) Thomas A. Szlezak (wie Anm. 15), S. 139 schätzt, dass ca. 15 % der Bevölkerung potenziell an der politischen Willensbildung beteiligt gewesen seien.
- 33) An dieser Stelle wäre ein kritischer Blick auf die „Festung Europa“ zu werfen, als die sich die EU aus der Perspektive der Migranten darstellt, die Zugang wünschen. Dabei wäre von politischen Rechten noch gar nicht die Rede; schon die Frage des Bleiberechts enthielte Sprengkraft. So vermutet H. Heit (wie Anm. 10), S. 471, die Forderung des Papstes nach einem christlichen Gottesbezug habe „wohl praktisch in erster Linie der Rechtfertigung einer bestimmten, antisäkularen Einwanderungs- und Aufnahmepolitik dienen“ sollen.
- 34) J. J. Hesse, Der Entwurf einer Europäischen Verfassung – eine Ordnungsleistung – mehr (noch) nicht, in: B. Müller, St. Löb, K. Zimmermann (Hrsg.): Steuerung und Planung im Wandel, Festschrift für Dietrich Fürst, 2004, S. 76.
- 35) Th. A. Szlezak (wie Anm. 15), S. 140 stellt 7 Desiderata der athenischen Verfassung(-swirksamkeit) zusammen, von deren dreien er aussagt, dass sie aus heutiger Sicht als Mangel empfunden würden; zu diesen gehört nach Szlezak neben dem Fehlen eines Grundrechtskatalogs und eines Verfassungsgerichts auch der nicht vorhandene Minderheitenschutz. (Daneben nennt er aber auch Einrichtungen der athenischen Verfassung, die der heutigen Demokratie gut anstünden, z. B. die Rechenschaftspflicht für Politiker [ebd., S. 141].)
- 36) In diesem Zusammenhang ist von denen, die für die Annahme des Verfassungsentwurfs plädierten, immer wieder der Art. I-47 (4) gerühmt worden, der die so genannte „Bürgerinitiative“ behandelt. Dort heißt es am Ende: „Die Bestimmungen über die Verfahren und Bedingungen, die für eine solche Bürgerinitiative gelten [...] werden durch Europäisches Gesetz festgelegt.“ Bei näherem Hinsehen entpuppt sich der Inhalt dieses Artikels jedoch als ein zur Institution gewordenen leeres Versprechen. Die Bürgerinitiative ist unter dem Namen „Volksinitiative“ in den Lissabon-Vertrag übernommen worden. Ein Kritiker bemerkt: „Die EBI zählt zu den wichtigen

Neuerungen des Vertrages von Lissabon, weil sie ein neuartiges direktdemokratisches Instrument auf europäischer Ebene ist. Gleichwohl sind diesem Instrument enge Grenzen gesetzt.“ (St. Vogel, Die europäische Bürgerinitiative, 2008, S. 3 www.swp-berlin.org/.../die_europaeische_buergerinitiative.pdf.) – In einem Artikel beschreibt U. Brehme, ein Mitglied im Arbeitskreis Außenpolitik & Globalisierung der ökologisch-demokratischen partei (ödp) („EU-Gipfel zum gescheiterten EU-Verfassungsentwurf / Die Ergebnisse des Brüsseler Gipfels“) diese Grenzen im Abschnitt „unwichtige Beschlüsse“ im Lissabon-Vertrag: „Eine ‚Volksinitiative‘, also die Bürgerinitiative, ist beschlossen worden. Allerdings ist sie für die EU-Kommission nicht bindend.“

- 37) O. Budelacci (wie Anm. 9), S. 186.
- 38) Hierzu vgl. A. Wehr, Europa ohne Demokratie? Die europäische Verfassungsdebatte – Bilanz, Kritik und Alternativen (= Neue Kleine Bibliothek 91), 2004, S. 22-38. Die zitierten ausgewählten Beispiele werden dort auf S. 23 bzw. S. 29 erwähnt.
- 39) <http://storage.paxchristi.net/PUBLIC/EUR21G05.pdf>; s.a. O. Budelacci (wie Anm. 9), S. 187.
- 40) Das Referendum in Luxemburg drang wenig ins öffentliche europäische Bewusstsein. Das lag sicher daran, dass es lediglich konsultativen Charakter hatte. Es fand am 10.7.2005, nach der ersten von zwei parlamentarischen Abstimmungen, statt und ergab eine Mehrheit von 56,5 Prozent. Diese Mehrheit erklärt sich wahrscheinlich dadurch, dass Premierminister Jean-Claude Juncker an dessen erfolgreichen Ausgang auch sein weiteres Verbleiben im Amt koppelte.
- 41) In Belgien, z. B., fand dagegen deswegen kein Referendum statt, weil eine Volksabstimmung keine Mehrheit für dessen Abhaltung ergeben hatte.
- 42) Hessischer Landtag, 16. Wahlperiode, 40. Sitzung, 17. Juni 2004, (S. 2669). – Vgl. auch U. Battis, Zukunft der Staatsaufgaben - auch eine Zukunft für das öffentliche Vermessungswesen? in: Vermessung Brandenburg 1/2004, 3-10. Hier: 6 f. Vgl. Auch ders.: Mehr oder weniger Bildungsföderalismus? Vortrag gehalten beim Bund Freiheit der Wissenschaft am 27. August 2003 www.nord.dgb.de/hintergrund/3/20/Battis_Mehr_oder_weniger_Bildungsfoederalismus.pdf Dort: (2), zitiert auf S.12.
- 43) Diesen Satz habe ich in das Zitat miteinbezogen, um den oben dargelegten Gedanken aufzunehmen, dass die Auslassung des sozialen Aspekts

der griechischen Demokratie im Präambel-Motto kein Zufall ist, sondern die Schiefelage der EU im Hinblick auf die soziale Ausrichtung widerspiegelt.

- 44) www.dbb.de/dbb-beamtenbund-2006/257.htm - 8k.- Was die politische und historische Einordnung des Thukydides anbelangt, ist sicher Kritik angebracht, doch verrät die Äußerung auf jeden Fall ein wacheres Urteil als das, das in der Entscheidung der EU zu Tage tritt, das Thukydides-Zitat überhaupt und dazu noch in der gewählten Fassung in die Präambel der EU-Verfassung zu übernehmen.
- 45) Th. A. Szlezak (wie Anm. 15), S. 4 stellt fest, Menschenrechte „haben keine genaue Entsprechung in der Antike.“ Man könne jedoch Vorformen „in bestimmten Aspekten der römischen und attischen Bürgerrechte erkennen.“ (Ebd.)
- 46) Zur Auseinandersetzung um die EU-Verfassung, in: Rundbriefe Dreigliederung 2/ 2004, S. 5-13. Hier: S. 10. (Vgl. auch: <http://www.buntnessel.de/zurauseinandersetzungumdieeuverfassung.htm>). Zur inhaltlichen Kritik vgl. Kap. V. 1.3, m. Anm. 33.
- 47) G. K. Kampfer, Verfassung für Europa – Ein Taschenkommentar für Bürgerinnen und Bürger, Verlag W. Bertelsmann, 2004, vgl. Kap. V. 1.2, m. Anm. 26.
- 48) (wie Anm. 1), S. 3.
- 49) In diesem Zusammenhang wäre vielleicht an den Melierdialog (vgl. Kap. V. 1.2, m. Anm. 31) zu denken.
- 50) L. Canfora, Eine kurze Geschichte der Demokratie. Von Athen bis zur Europäischen Union, Köln 2006. (Übers. der ital. Originalausgabe: La Democrazia. Storia d' un' ideologia, Bari 2004), S. 19 vermutet boshafter Weise: „[Die Urheber der Präambel zur europäischen Verfassung] wandten sich zunächst den politischen Philosophen (Platon und Aristoteles) zu und müssen sich gewundert haben, dass in deren so breit überlieferten Werken die Demokratie fortwährend eine Zielscheibe der Polemik darstellt.“ – Vgl. Th. A. Szlezak (wie Anm. 15), S. 135: „Bereits in der Antike hatte die extreme Demokratie unter den Philosophen keine Freunde.“
- 51) A. von Bogdandy (wie Anm. 14), S. 117. Vgl. H. Heit (wie Anm. 10), S. 466, der allerdings annimmt, das griechische Schriftbild könne bei vielen Lesern „vielleicht auch eine gewisse Beschämung“ auslösen; diese Reaktion kann aber wohl nur in dem begrenzten Kreis des nicht humanistisch geschulten Bildungsbürgertum vorausgesetzt werden. – Als Beispiel für eine

unkritische Lesart vgl. G. Robbers (wie Anm. 4), S. 251. Er schreibt: „Ein glücklicher Gedanke ist die Eröffnung der Präambel in griechischer Sprache. Dies ist Verbeugung vor der Vielfalt Europas.“ Der Verfasser ergeht sich anschließend in luftigen Spekulationen: „Das Fremde wird [...] zum Teil des eigenen Seins, die Achtung vor dem Fremden gehört zur Achtung vor sich selbst.“ (S. 251) „Positive Toleranz, Offenheit und Vertrauen ist ihre erste Botschaft.“ (S. 251) „Die Vielfalt der Sprachen in der Union spiegelt der erste Satz.“ (S. 251) Er übersieht dabei, dass von Vielfalt nicht die Rede sein kann; in Wirklichkeit wird nur eine einzige, zudem nicht mehr gebräuchliche Sprache verwendet. Insofern ist auch die folgende Aussage ohne Fundierung: „Der erste Satz der Verfassung enthält die Aufforderung, sich die anderen Sprachen der Union anzueignen.“ (S. 252)

- 52) Vgl. Kap. IV. 2, m. Anm. 18.
- 53) (wie Anm. 14), S. 117, m. Anm. 52.
- 54) A. v. Bogdandy (wie Anm. 14), S. 117 f. formuliert es diplomatischer: „Alle ‚Aufklärung‘ über das ‚realexistierende‘ alte Griechenland vermochte die Strahlkraft des Mythos bis heute kaum zu verdunkeln.“
- 55) Wie eine unfreiwillige Karikatur wirkt demgegenüber G. Robbers' Plattitüde (wie Anm. 4), S. 252: „Ohne die griechische Kultur wäre Europa nicht, was es ist.“ Das ist der Ton, der im Zeitalter des Kalten Krieges den Begriff des „Abendlands“ in Verruf gebracht hat; statt der Kontinuität wären vielmehr die Brüche hervorzuheben. Der Titel von Thomas A. Szlezaks Buch (wie Anm. 15) lässt zwar eine ähnliche Haltung befürchten, überrascht dann aber doch positiv durch seine souveräne Nüchternheit des Urteils.
- 56) L. Canfora (wie Anm. 50), S. 19.
- 57) Eine Anspielung an die lächerliche Angewohnheit des Herrn Bendix Grünlich (in Thomas Manns „Buddenbrooks“), diese Redensart ständig im Munde zu führen.
- 58) Mehr oder weniger Bildungsföderalismus? Vortrag gehalten beim Bund Freiheit der Wissenschaft am 27. August 2003. – www.nord.dgb.de/hintergrund/3/20/Battis_Mehr_oder_weniger_Bildungsfoederalismus.pdf: S. 2.
- 59) Bertolt Brecht, Fragen eines lesenden Arbeiters, in: Kalendergeschichten (= rororo 77), 1969, 91f.
- 60) Zu Recht warnt Thomas A. Szlezak (wie Anm. 15), S. 8: „Die Antike, und insbesondere die griechische Antike, lässt sich keiner Ideologie zu- oder gar unterordnen. Gewiss haben alle Gesellschaftsordnungen versucht, sich die Griechen irgendwie

einzuverleiben, ihre Errungenschaften und Werte für sich zu reklamieren. Doch auf die Dauer müssen solche Versuche scheitern.“

- 61) http://die-linke.de/partei/organe/parteitage/bundestagswahlparteitag_2009/reden/mehr_demokratie_und_freiheit_wagen/. – Dass die kritische Uminterpretation jedoch wohl eher auf einem Zufall beruhte, ergibt sich aus dem Vergleich mit seiner Rede beim Neujahrsempfang seiner Partei in Saarbrücken („junge Welt“ vom 20.1.10): „Wer sich als demokratische Neuerungsbewegung begreift, muss sagen, was er unter Demokratie versteht. Die Linke beruft sich auf die klassische, dem athenischen Staatsmann Perikles zugeschriebene Definition: ‚Der Name, mit dem wir unsere politische Ordnung bezeichnen, heißt Demokratie, weil die Angelegenheiten nicht im Interesse weniger, sondern der Mehrheit gehandhabt werden.‘“ (S. 10, 2. Sp.)
- 62) www.bgl.or.at/index.php?option=com_content&task=view&id.
- 63) Informationen nach Wikipedia s.v. „Liste der nicht zur Bundestagswahl 2009 zugelassenen politischen Vereinigungen“.
- 64) Am 6.11.2010 in Dannenberg. – Es muss allerdings bemerkt werden, dass Herr Walberg davon sprach, Perikles sei eine Figur aus einem Schauspiel mit dem Titel „Der Peloponnesische Krieg“. Das mag ihm als Theaterintendanten, dem leicht alles zu Theater werden mag, verziehen werden.

Literaturverzeichnis:

Vorbemerkung: Da es in der vorliegenden Untersuchung nicht darum ging, der Entscheidung des EU-Konvents, die sich im Nachhinein als nur vorläufig erwiesen hat, die detaillierten Ergebnisse der fachwissenschaftlichen Studien zu Thuk. 2, 37, 1 gegenüberzustellen, sind nur diejenigen Kommentare und ist nur diejenige Sekundärliteratur aufgeführt, die in diesem Aufsatz zitiert worden sind bzw. ist.

I. Kommentare:

- A.W. Gomme, *A Historical Commentary of Thucydides*, Vol. 2 (Books II-III), Oxford 1956.
S. Hornblower, *A Commentary on Thucydides*, Vol. I (Books 1-3), Oxford 1991.
J. S. Rustin, *Thucydides. The Peloponnesian War. Book II*, Cambridge 1989.

II. Sekundärliteratur:

- J. A. Andrews, *Pericles on the Athenian Constitution* (Thuc. 2.37), in: *AJPh* 125 (2004), S. 539-561.

- A. von Bogdandy, *Europäische Verfassungspolitik als Identitätspolitik. Theoretische Verortung und Kritik*, in: *Kritische Justiz* 38 (2005), S. 110-126.
O. Budelacci, *Destabilisierung und Orientierung – Die Präambel des Verfassungsvertrages der Europäischen Union* in: Francis Cheneval (Hrsg.): *Legitimationsgrundlagen der Europäischen Union* (= *Region – Nation – Europa*, Bd 27), 2005, S. 179-194.
L. Canfora, *Eine kurze Geschichte der Demokratie. Von Athen bis zur Europäischen Union*, Köln 2006 (Übers. der ital. Originalausgabe: *La Democrazia. Storia d' un' ideologia*, Bari 2004).
J. R. Grant, *Thucydides 2.37.1*, in: *Phoenix* 25 (1971), S. 104-107.
H. Gundert, *Athen und Sparta in den Reden des Thukydides*, in: *Die Antike* 16 (1940), S. 98 bis 114.
E. M. Harris, *Pericles' Praise of Athenian Democracy: Thucydides 2.37.1*, in: *HSCP* 94 (1992), S. 157-167.
H. Heit, *Europäische Identitätspolitik in der EU-Verfassungspräambel. Zur Ursprungsmythischen Begründung eines universalistischen europäischen Selbstverständnisses*, in: *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 90 (2004), S. 461-477.
Ders., *Die Griechen, die Barbaren und wir: Kontinuität und griechischer Ursprung in westlichen Identitätsdiskursen*, in: I. Därmann, St. Hobuß, U. Lölke (Hrsg.): *Konversionen. Fremderfahrungen in ethnologischer und interkultureller Perspektive* (= *Studien zur interkulturellen Philosophie* 13), Amsterdam 2004, S. 211-230.
J. J. Hesse, *Der Entwurf einer Europäischen Verfassung – eine Ordnungsleistung – mehr (noch) nicht*, in: B. Müller, St. Löb, K. Zimmermann (Hrsg.): *Steuerung und Planung im Wandel. Festschrift für Dietrich Fürst*, 2004, S. 53-77.
J. Th. Kakridis, *Der Thukydideische Epitaphios. Ein stilistischer Kommentar* (= *Zetemata* 26), 1961.
G. P. Landmann, *Das Lob Athens in der Grabrede des Perikles*, in: *MH* 31 (1974), S. 65-95.
H. Leppin, *Thukydides und die Verfassung der Polis* (= *Klio-Beihefte* 1, N.F.), 1999.
J.H. Oliver, *Praise of Athenian Democracy as a Mixed Constitution*, in: *RhM* 98 (1955), S. 37-40.
K. Pries, *Unheiliger Geist in der Kapelle. Wie sich die europäischen Staats- und Regierungschefs wieder einmal in den Streit über einen Posten verbeißen*, in: *Frankfurter Rundschau* vom 19. Juni 2004, S. 3.
K. A. Raaflaub, *Thucydides on Democracy and Oligarchy*, in: A. Rengakos/ A. Tsamakis [Hrsg.], *Brill's Companion to Thucydides*, 2006, S. 189-222.

- G. Robbers, Die Präambel der Verfassung für Europa – Ein Entwurf, in: A. Blankenagel, I. Pernice, H. Schulze-Fielitz (Hrsg.), *Verfassung im Diskurs der Welt. Liber amicorum für Peter Häberle*, 2004, S. 251-260.
- Th. A. Szlezak, Was Europa den Griechen verdankt. Von den Grundlagen unserer Kultur in der griechischen Antike (= UTB 3394), 2010.
- G. Vlastos, ISONOMIA POLITIKH, in: J. Mau/E.G. Schmidt (Hrsg.), *Isonomia. Studien zur Gleich-*

heitsvorstellung im griechischen Denken, Berlin 1964, S. 27-29.

- H. Vretska, Perikles und die Herrschaft der Würdigen, in: *RhM* 109 (1966), S. 108-120.
- R. Winton, Thucydides 2, 37, 1: Pericles on Athenian Democracy, in: *RhM* 147 (2004), S. 26-34.
- Ders., Thucydides 2, 37, 1: A Re-consideration, in: *RhM* 150 (2007), S. 425f.

LOTHAR ZIESKE, Hamburg

Freund und Feind in Euripides' *Medea**

EURIPIDES' *Medea*-Tragödie bezieht sich auf einen Mythos, der vielen direkt oder indirekt durch das Argonautenepos des APOLLONIOS RHODIOS bekannt sein dürfte. Trotzdem sei der Mythos hier in seinen wichtigsten Teilen noch einmal erzählt, und zwar größtenteils mit den Worten von JOACHIM LATACZ, der in seiner ‚Einführung in die griechische Tragödie‘ (1993) schon weitaus mehr Einzelheiten über den Mythos zusammengetragen hat, als wir für unseren Zweck benötigen (auf S. 281f.): Medea (wörtlich: eine Frau, „die klugen Rat weiß“) „war die größte Zauberin des griechischen Mythos. Beheimatet ... in Kolchis (heute Georgien) am Schwarzen Meer, ... war sie im Mythos fest verbunden mit Iason, dem Königssohn aus Iolkos“ (in Thessalien) „und Führer des kühnen Zugs der Argonauten, die mit dem Schiff Argo als erste einst durch Dardanellen und Bosporus ins Schwarze Meer und ... bis zum sagenhaften Goldland Kolchis vorgestoßen waren. Dort ... herrschte König Aietes, Vater der Medea ... ein Regent von legendärem Reichtum ... Ihm sollte Iason im Auftrag seines Onkels Pelias das sogenannte ‚Goldene Vlies‘ entführen, das Fell eines goldenen Widders, das als Opfergabe für Zeus in einem Hain des Kriegsgotts Ares hing und von einem feuerspeienden Drachen bewacht wurde ... Medea verliebt sich in den jungen griechischen Helden und verhilft ihm durch ihre Zauberkünste, das Vlies zu gewinnen. Dann flieht sie mit ihm aus der Heimat. ... In Iolkos angekommen, wird Iason von Pelias, obwohl er das

goldene Vlies überbringt, um sein Erbe geprellt. ... Pelias' Sohn Akastos jagt Iason und Medea aus dem Land. Sie gelangen nach Korinth, werden freundlich aufgenommen, leben viele Jahre ruhig miteinander und haben zwei Söhne – bis Iason sich in die junge Tochter des Korintherkönigs Kreon ... verliebt. An diesem Punkte setzt Euripides' *Medea* ein.“

Joachim Latacz hat in seiner ‚Einführung‘ (S. 281-293) eine so eindringliche Interpretation der euripideischen *Medea*-Tragödie vorgelegt, dass man frühere Darstellungen diesen Inhalts weitgehend vergessen kann, auch wenn die Darstellung von Latacz sich natürlich z. T. ihren Vorgängern verdankt. Diese Wertschätzung der Darstellung von Latacz schließt nicht aus, dass man auch bei dieser noch manches vermisst, was zu einer vollständigen Interpretation der Tragödie gehören würde: Ich denke dabei vor allem an eine umfassende Analyse der Tragödienstruktur und der Wechselwirkung von Struktur und Inhalt; denn diese Analyse braucht man, nicht nur zum Vergleich mit SOPHOKLES und AISCHYLOS, sondern auch zur rechten Einschätzung der Teile im Verhältnis zum Ganzen; ist doch gerade bei der *Medea* schon die Ansicht vertreten worden, die letzten 600 von 1419 Versen seien eigentlich verzichtbar, anstatt sich klar zu machen, dass bei einer solchen Einschätzung von etwa 600 Versen an der Interpretation wohl etwas nicht stimmen kann.

Ich denke bei dem, was noch fehlt in der Analyse der *Medea* durch Latacz, auch an die

Aufnahme und Bewertung von Motiven, die bei Aischylos und Sophokles noch zentrale Bedeutung hatten: das Motiv des Leidens, das Motiv des Allzusehr, d. h. des Übermaßes und der Hybris. Was wird daraus bei Euripides?

Ich denke auch an die Nachzeichnung bestimmter sich kreuzender Entwicklungslinien, wie wir sie auch von Sophokles kennen: Jasons Höhenflug am Anfang und seine absteigende Linie bis zum vernichtenden Ende und dem gegenüber die aufsteigende Linie der Medea von der totalen Zerstörtheit am Anfang zur triumphierenden Himmelfahrt am Ende. Gibt es bei diesen Entwicklungslinien Zwischenstationen? Ist ein Schnittpunkt beider Linien zu erkennen? Und tragen diese Linien nicht dazu bei, die letzten etwa 600 Verse mit dem Vorausgehenden zu verbinden?

Ich denke, diese Fragen sind jetzt, wo sie gestellt werden, zu beantworten. Anders ist es mit den Fragen, die Latacz selbst stellt, deren Beantwortung er aber in Ermangelung eines „Schlüsselsinns“ für das ganze Drama dem Publikum überlassen will. Ich zitiere noch einmal Latacz: (Einführung, S. 292f.):

„Das Stück hat, wie nicht anders denkbar, die unterschiedlichsten Deutungen erfahren. Politische zum Beispiel: Wollte Euripides am Vorabend des Peloponnesischen Krieges (der kurz nach den Dionysien dieses Jahres ausbrach) zeigen, wohin Verrat, Vertragsbruch usw. führen können? Oder wollte er den Nationalstolz kultivieren, indem er zeigte, wozu Barbaren fähig sind (Iason in V. 1339: „Das hätte eine Frau aus Griechenland niemals gewagt!“)? Dann die Deutungen aus dem psychologischen Bereich: Sollte die Schädlichkeit des männlichen Geschlechts demonstriert werden, das, wie Iason, echte Liebe gar nicht kennt? Oder die elementare Gefühlsbezogenheit der Frau, die, blind für Argumente, nur aus dem Eros lebt? Wir könnten noch viele solcher Deutungsrichtungen und Deutungen anreihen. Ganz unberechtigt ist wohl keine. Nach einem einheitlichen Schlüsselsinn zu suchen wäre aber sicherlich verfehlt. ... Ein Urteil hat Euripides nicht ausgesprochen. Iason hat sicherlich nicht völlig recht gehandelt. Ist er damit aber auch schon ganz im Unrecht? Und wenn wirklich: Hat Medea dann das Recht,

zu handeln, wie sie handelt? Ist Medea ganz im Recht? Und die Götter? Angerufen werden sie von beiden. Haben sie geholfen? Sind sie eingeschritten? Stehen sie im Hintergrund? Was besagt der Stückschluss?

Fragen über Fragen werden aufgeworfen. Antwort geben aber muss das Publikum. Das wird ihm nicht mehr abgenommen wie bei Aischylos und Sophokles.“

Diese Stellungnahme zu Euripides' Medea aus der Feder eines eindringlichen Interpreten hört sich schon sehr resignativ an und ist, wenn man bedenkt, dass das Drama als Meisterwerk gilt, aber keinen erkennbaren „Schlüsselsinn“ hat, enttäuschend. Oder hat dieses Meisterwerk vielleicht doch einen Schlüsselsinn, nur ist er noch nicht entdeckt oder falsch eingeschätzt worden? Wie dem auch sei; jedenfalls möchte ich in dem skizzierten Zusammenhang auf eine Motivfolge aufmerksam machen, die ich bisher in der einschlägigen Literatur völlig unbeachtet finde, die mir aber für das Verständnis des Stücks von erheblicher Bedeutung zu sein scheint. Mir ist bei wiederholtem Lesen aufgefallen, dass in der Medea-Tragödie wahrscheinlich keine anderen Wörter so häufig vorkommen wie „Freund“ und „Feind“ und einige andere Begriffe, die in dieses Wortfeld gehören. Und das veranlasst mich nach näherer Betrachtung zu der These, dass in der Medea auf einem hohen Niveau die Frage – nicht diskutiert, aber dramatisiert wird, was Freundschaft bedeutet, welche Wirkung ein falsches Verständnis von Freundschaft hat und was die Verletzung wahrer Freundschaft bewirkt. Und ich vermute, dass es der weiteren Beschäftigung mit der Medea in Wissenschaft und Forschung gut tun wird, wenn man sie auf dieser Basis von so manchem wissenschaftlichen Ballast und hilfloser Individualisierung (s.o.) befreit und in der eigenen, konkreten Erfahrung erdet (z. B. unter dem Thema Mischehenkonflikte).

Lassen Sie uns die Medea-Tragödie unter diesem Gesichtspunkt der Freundschaft näher in Augenschein nehmen: Im Prolog schildert die Amme sehr konkret die Vorgeschichte und die gegenwärtige Situation der Medea. Schon gleich am Anfang, in V. 8, wird uns das Motiv genannt, warum Medea ihre Heimat verlassen

hat: Sie war „im Herzen (θυμόν) hingerissen/tief betroffen (ἐκπλαγεῖσα) von der Liebe zu/durch Iason (ἔρωτι Ἰάσονος). Über die ‚richtige‘ Übersetzung des Genitivs Ἰάσονος mag man streiten, unter dem Gesichtspunkt, ob das ein *Gen. obiectivus* oder *subiectivus* ist; wichtiger ist mir, dass hier deutlich gesagt wird: Das Motiv der Mitreise war eine Sache des θυμός, des Herzens, nicht des Verstandes oder der Abwägung eines Vorteils. Ich werde später darauf zurückkommen.

An der Stelle des Übergangs von der Vorgeschichte zur Bühnengegenwart sagt die Amme (14ff.): „Dies wird zum größten Heil, wenn eine Frau mit ihrem Mann sich nicht entzweit. Nun aber ist alles feindlich, und es krankt das Liebste.“

Für „das Liebste“ steht da im griechischen Text φίλτατα, also der Superlativ des Adjektivs, das im Positiv mit „freund, befreundet“ oder „lieb“ übersetzt werden kann und das als Substantiv gewöhnlich mit „der Freund“ übersetzt wird, aber auch „der Geliebte“ sein kann. Man könnte also das Ende von V. 16 auch so übersetzen: Es krankt das, was am besten/meisten befreundet ist. Und damit könnte hier das ideale Verhältnis von Mann und Frau bezeichnet sein. Inhaltlich gefüllt wird dieser Begriff aus dem Kontext durch die Begriffe ἔρω und πίστις: Medea hat in V. 8 „aus ἔρω“, sozusagen aus erotischer Liebe, ihre Heimat verlassen und ist mit Jason gefahren. Und Jason hat die πίστις, „die Treue“, nicht gehalten, die in V. 22 zum ersten Mal genannt wird und als deren stärkstes Unterpfand die Amme in V. 21 die Eide anführt, die Jason Medea geschworen habe. Diese Vereidigung muss man sich etwa so vorstellen, wie Medea sie später dem Athener Aigeus abverlangt und in diesem Zusammenhang ausformuliert (731ff.). Insofern Jason diesen Treueid nicht hält, tut er, wie die Amme in V. 26 sagt, Unrecht, nicht in einem juristischen Sinne, denn da hätte Medea nach SNELL (vgl. „Aristophanes und die Ästhetik“ von 1937, wieder abgedruckt in ‚Euripides‘, hrsg. v. E.-R. SCHWINGE. 1968, S. 36ff., bes. S. 48f.) keinerlei rechtliche Ansprüche als Nichtgriechin, sondern im religiösen und ethischen Sinne, d. h. vor den Göttern, die sich, wenn man bei ihrem Namen schwört, dann aber das Geschworene nicht hält, missachtet fühlen und sich deshalb rächen, d. h. den Eidesbrecher

bestrafen werden. Darauf jedenfalls hofft und vertraut der, der sich auf einen Treueid einlässt und beruft.

Wenn Medea Jason ἔρω geschenkt hat und keine πίστις bekommt, hat sie einen schlechten Tausch gemacht. Das griechische Wort für „Tausch“ steht in V. 23 (ἀμοιβή) und müsste man im hiesigen Zusammenhang genauer mit „Gegenwert“ übersetzen: Medea nimmt die Götter zu Zeugen, welchen „Gegenwert“ sie von Jason empfangt. J. J. C. DONNER (Übersetzung der Medea bei Reclam. 1972, auch im Folgenden zitiert, wenn nicht anders vermerkt) nimmt den Subjektswechsel in Kauf und übersetzt verständnisvoll: „... wie von Jason ihr vergolten sei“. Diese Art Unrecht nennt die Amme wenig später „entehren“ (ἀτιμάσας, 33).

Im Horizont dieses Verständnisses von „Freundschaft“ unter Ehepartnern stellt die Amme also die gegenwärtige Situation dar. Und sie liefert auch noch den Gegenbegriff zu φίλος: ἐχθρός (16), „feindlich“; und sie sagt, wie aus Freundschaft Feindschaft werden kann: durch Entzweiung (15, διχοστατέω, wörtl.: „auseinander treten“). Da Medea und Jason so „auseinander getreten“ sind, sind sie nun Feinde. Es zielt demnach ganz deutlich auf Jason ab, wenn die Amme in V. 44f. sagt: „Wohl nicht leicht wird, wer zusammentrifft mit ihr (Medea) in Feindschaft (ἐχθρα), den Sie erringen.“ Hier findet also im Denken der Amme und sicher nicht nur bei ihr ein Agon statt, in dem es Freund und Feind, Sieger und Besiegte gibt. Und mit der noch etwas vorsichtig formulierten Aussicht für den, der sich mit Medea auf einen Agon einlässt, wird im Grunde genommen bereits der Ausgang des Stückes vorweggenommen. Aber das ist für den Dichter kein Problem, weil für ihn viel wichtiger oder allein wichtig ist, wie es zu diesem Ende kommen konnte.

Auch die Umgebung wird in Freund und Feind eingeteilt: Medea wird von Freunden beraten (29), auf die sie aber nicht hört; zu diesen gehört sicher auch die Amme wie auch Medeas Vater, den die Amme φίλος nennt (31); und wenn Medea ihren Vater verriet (32), hat sie selbst auch schon eine Freundschaft gebrochen und ist den Ihren in der Heimat eine Feindin, wie sie selbst in V. 505-506 zugibt: „Den Lieben zu Hause bin ich

Feindin geworden, und denen ich nichts Böses hätte tun dürfen, die habe ich dir zu Gefallen zu Feinden.“

Es kommt mir wie ein Spielen mit Wörtern vor, dass der Dichter am Ende einer Rede, in der es so zentral um die Registrierung freundschaftlicher und nicht mehr freundschaftlicher Beziehungen geht, die Amme sagen lässt: (48) „Denn junger Sinn liebt es nicht, sich zu härmen“; denn hier steht als letztes Wort der langen Rede wirklich noch einmal ein Wort vom Stamme $\phi\iota\lambda$ -, jetzt das Verb $\phi\iota\lambda\acute{\epsilon}\omega$ – „lieben“, auch wenn $\phi\iota\lambda\acute{\epsilon}\omega$ hier den allgemeineren Sinn von ‚mögen‘ hat, wie ja auch im Deutschen das Wort ‚lieben‘, wenn davon ein Infinitiv abhängt.

Auch im anschließenden Gespräch der Amme mit dem Erzieher spielt das Freundschaftsmotiv eine Rolle: In V. 77 urteilt der Erzieher, Jason sei dem Hause der Medea, zu dem er ja auch gehört, nicht mehr freund ($\phi\iota\lambda\omicron\varsigma$), weil alte Anhänglichkeit, besser vielleicht: eine alte partnerschaftliche Bindung durch eine neue ersetzt sei. Und die Amme ergänzt in V. 84, Jason sei schlecht zu den Seinen ($\phi\iota\lambda\omicron\varsigma$), also zu denen, die qua Verwandtschaft seine Freunde sein müssten, was den Erzieher in V. 86f. zu dem weisen Spruch veranlasst: Jeder liebt ($\phi\iota\lambda\epsilon\iota$) sich mehr als den Nächsten, die einen (tun das) mit Recht, die anderen auch des Vorteils wegen ($\kappa\acute{\epsilon}\rho\delta\omicron\upsilon\varsigma\ \chi\acute{\alpha}\rho\iota\nu$). Und er scheint Jason der zweiten Gruppe zuzuordnen, wenn er ergänzt in V. 88: „wenn diese (Kinder hier) der Vater nicht liebt um einer (zweiten) Ehe willen“.

All diese Äußerungen bewegen sich sicher im Rahmen der Konvention und tragen zur Analyse der Situation bei: Die Partnerschaft zwischen Jason und Medea hat Freundschaft begründet. Die gemeinsamen Kinder erweitern diese Freundschaft, nehmen an ihr teil. Wenn nun die alte Partnerschaft durch eine neue ersetzt wird, ist die alte Freundschaft hin, und ich verstehe V. 87 so, als wolle der Erzieher sagen, dass es nun einmal so ist, dass jeder sich mehr liebt als den Nächsten; das mag man bedauern, aber das geht noch „mit Recht“ zu; aber wenn ein Vater darüber die Liebe zu seinen Kindern, seinen Freunden vergisst, dann ist das nicht nur Selbstliebe, sondern Vorteilsnahme. Und das lässt den Vater schlecht aussehen (84, $\kappa\alpha\kappa\acute{o}\varsigma$). Schlimmes ahnt die

Ammen dann aber auch von seiten Medeas, deren Unheimlichkeit und Unberechenbarkeit sie kennt. Deswegen kann sie nur wünschen (95): „Möge sie (Medea) höchstens Feinden, nicht Freunden ($\phi\iota\lambda\omicron\varsigma$) etwas antun!“ Beide Elternteile sind also in der Gefahr, ihre persönliche Feindschaft nun auch auf die gemeinsamen Kinder, ihre gemeinsamen Freunde, auszudehnen.

Dann kommt der Einzug des Chores, der als Wechselgesang zwischen Chor, Amme und Medea (im Haus) gestaltet ist: Gleich in ihrem ersten Wort ordnen sich die Chorfrauen in das schon aufgerichtete System von Freundschaft und Feindschaft ein, wenn sie in V. 137 sagen: „Denn lieb ($\phi\iota\lambda\omicron\nu$) ist es (das Haus der Medea) mir schließlich geworden.“ Und in V. 179 bezeichnet der Chor die, die darin wohnen, ausdrücklich als seine Freunde und fordert die Amme auf, Medea mit freundlichen Worten (182 $\phi\iota\lambda\alpha$, neutr.) zu holen. Und Medea spricht auch ihrerseits die Frauen des Chores als $\phi\iota\lambda\alpha\iota$ an, als Freundinnen, in V. 227, also schon bevor sie an ihre Solidarität als Frauen appelliert.

Der erste Gedanke, den Medea bei ihrem Auftritt äußert, hat zwar nicht direkt etwas mit der Freundschaft zu tun; aber ihre Betrachtungsweise und Argumentation ist die gleiche, die sie später in Auseinandersetzung mit Jason einbringen wird. Hier, in V. 214ff., am Anfang des 1. Epeisodions, geht es Medea um Vorurteile: Sie weiß nämlich: Wenn man sich von anderen fernhält, gilt man als stolz oder hochmütig; wenn man untätig ist (eigtl.: den Fuß ruhig hält), zieht man sich den unguten Ruf der Gleichgültigkeit zu. Dem will sie zuvorkommen, indem sie sich unter Menschen begibt, indem sie aus dem Haus tritt und sich mit den Frauen unterhält.

Aber sie lässt keinen Zweifel daran, dass sie dieses Urteilen der Menschen nach solchem äußeren Schein für ungerecht, für ein Vorurteil hält; darum sagt sie in V. 219ff.: „Gerechtigkeit wohnt nämlich den Augen der Menschen nicht inne, wenn jemand, bevor er eines Menschen Herz genau kennengelernt hat, ihn hasst auf den ersten Blick hin, ohne Unrecht erlitten zu haben.“ Man glaubt fast, hier den zurückgezogen lebenden Dichter Euripides aus eigener bitterer Erfahrung sprechen zu hören, wenn man an

seine antike Vita denkt, die über ihn tradiert ist. Und man kann sich an Orests erstauntes Raisonieren über den Landmann erinnern (in Eurip. *Elektra*), der – äußerlich ein armer, einfacher Mensch – sich aber innerlich als eine überaus edle Natur erwies. Urteilen nicht nach dem ersten Augenschein, sondern erst, wenn man das Innere (σπλάγχχνον, Medea 220) kennengelernt hat, das ist uns heute geläufig, obwohl es auch uns häufig nicht gelingt; für die Athener damals war das ein neuer Ton, den die einen als Aufforderung verstanden haben mögen, die anderen als Ohrfeige, ein Ton, der jedenfalls gut in eine Zeit passte, in der ein Sokrates die Hohlheit konventioneller Urteile entlarvte.

Medea als Aufklärerin, nicht nur in diesem Punkt, auch und noch wortreicher in der Frage der Rolle der Frau in Familie und Gesellschaft. Sie haben das gelesen oder können es nachlesen in V. 230ff. Ich kann darauf jetzt nur insofern eingehen, als es direkt oder indirekt das Thema Freundschaft betrifft. Und da fällt mein Blick auf die Verse 253ff., wo Medea sich, nachdem sie ihr Schicksal zunächst als Frauenschicksal verallgemeinert hat, denn doch auch wieder von dem Schicksal anderer Frauen aus Korinth absetzt, indem sie dem Chor klarmacht: „Du hast noch eine Stadt und ein Vaterhaus, Lust am Leben und Gemeinschaft mit Freundinnen, ich aber bin einsam, heimatlos, beleidigt von einem Mann, aus fremdem Land geraubt, nicht Mutter habe ich, nicht Bruder, nicht Verwandte, um bei ihnen Zuflucht zu suchen aus diesem Unglück.“ Nur in der φίλων συνουσία (254) klingt hier an, dass Medea von Freundschaft spricht, davon nämlich, welche Vorteile es hat, wenn Freundschaft besteht, und welche Nachteile, wenn sie nicht (mehr) besteht, wenn die Freundschaftsbande zerschnitten sind, wie bei ihr zu ihrer Herkunftsfamilie und zu Jason. Da fehlt das *refugium*, d. h. die Möglichkeit, sich irgendwohin zurückzuziehen, wo man auf jeden Fall gut und sicher aufgehoben ist. Und das trifft sie als Frau um so mehr, als für sie – anders als für den Mann – die Familie und der Mann den einzigen Schutzraum darstellen und dieser angesichts ihrer physischen Schwäche noch nötiger ist als für den Mann. Das hat die Konsequenz, dass sie mehr als der Mann

um diesen Schutzraum kämpfen wird, solange es möglich ist, und wenn es nicht mehr möglich ist, um so rachsüchtiger sein wird (V. 265f.): „Wenn aber sie (die Frau) gerade in der Ehe Unrecht leidet, gibt es keine Seele (φρήν), die blutdürstiger wäre.“

Im anschließenden Gespräch Medea-Kreon spielt das Freundschaftsmotiv keine Rolle. In V. 323 sagt Kreon zwar in unserer Übersetzung zu Medea: Du bist mir feindlich; aber da steht im griechischen Text δυσμενής, also „übelgesonnen“.

In V. 342 spricht Medea dann auch ausdrücklich davon, dass sie eine Zuflucht sucht (ἀφορμή), vorgeblich nur für die Kinder, aber natürlich auch für sich selbst, wie sich schon aus dem späteren Gespräch mit Aigeus ergibt, aber auch schon aus Medeas anschließendem Monolog, wo sie vor den Freundinnen des Chors (376) die verschiedenen Tötungsmöglichkeiten für drei ihrer Feinde (374) durchgeht, dann aber an der entscheidenden Frage hängenbleibt (386ff.): „Und sind sie tot, welche Stadt will mich aufnehmen? Welcher Gastfreund (ξένος) wird mir sein schützendes Land und sein sicherndes Haus bieten und meine Person retten?“ Hier fällt zum ersten Mal das Wort „Gastfreund“ und es wird deutlich: Wer einem Flüchtigen Schutz bietet, muss nicht schon ein Freund sein; er ist (zunächst einmal nur) ein Gastfreund.

Dann kommt der 1. Dialog zwischen Jason und Medea (446ff.): Jason macht Medea zunächst Vorwürfe, weil sie sich im fremden Land Korinth so unklug verhält, dass sie nun ausgewiesen wird. Dann schlägt er das Thema Freundschaft an (459ff.): „Trotz all dem versage ich mich nicht meinen Freunden und komme, mich um dich zu kümmern, Frau, damit du nicht mittellos mit den Kindern fliehen musst, noch bedürftig an irgend etwas ... Denn magst du mich auch hassen, könnte ich dir doch niemals übel wollen.“

Wir stellen überrascht fest: Jason hat eine ganz andere Sicht auf die Lage als Medea: Er hält es weder für nötig, sich wegen seiner Heirat der Prinzessin zu rechtfertigen, noch ist für ihn durch diese Heirat die alte Freundschaft mit Medea aufgehoben, noch der Hass der Medea Grund genug, sie seinerseits zu hassen und als seine Feindin anzusehen. Das lässt sich nur begreifen, wenn

man davon ausgeht, dass er ein ganz anderes Bild, eine ganz andere Vorstellung von Freundschaft hat als Medea. Und das wird auch gleich deutlich: Für ihn ist es ein Zeichen von Freundschaft, wenn er sich um seine Freunde kümmert, für sie sorgt, dass sie nicht in materielle Not geraten, und wenn er den ihm entgegengebrachten Hass aus Wohlwollen nicht erwidert. Der letzte Satz hört sich für mich so an, alsob er sich dabei sehr edel vorfindet, dass er nicht Gleiches mit Gleichem vergilt.

Anders Medea: Sie geht davon aus, dass er den Freunden seiner Familie Böses getan hat (470), und sieht es deshalb als eine „Unverschämtheit“ an (472), dass er es überhaupt wagt, ihr unter die Augen zu treten. Aber da er nun einmal da ist, nutzt sie in V. 475ff. die Gelegenheit, ihm vorzurechnen, was sie alles für ihn getan hat: eine Rechnung, die man als die Fortsetzung und Präzisierung der Rechnung ansehen kann, die die Amme schon im Prolog aufgemacht hatte. In V. 506ff. fasst Medea das, was sie aus Liebe zu ihm getan hat, zusammen: „den Lieben zu Hause bin ich Feindin geworden, und denen ich nichts Böses hätte tun dürfen, die habe ich dir zu Gefallen zu Feinden.“

Und was ist die Gegenleistung für diese Leistungen? Das, was die Amme im Prolog ἀμοιβή nannte? In diesem Punkt sind sich die beiden Partner völlig uneinig:

Medea steht zunächst verständnislos, sozusagen kopfschüttelnd vor dem Phänomen, dass Jason anscheinend kein Problem damit hat, den Treueeid zu brechen, der doch für sie das einzige und vermeintlich sichere Band der Partnerschaft war (492-8). Und darüber hinaus kann sie nur ironisch bzw. sarkastisch feststellen: (509ff.) „Also hast du mich in Griechenland vor vielen Frauen glücklich gemacht zum Dank dafür. Einen herrlichen und treuen Gatten hab an dir ich Unselige, wenn ich aus dem Land fliehen muss, weil man mich hinauswirft, von Freunden verlassen, nur mit den Kindern allein, und eine schöne Schmach ist es für den Neuvermählten, dass als Bettler seine Kinder umherirren und ich, die dich gerettet.“

Man sollte meinen, dass Jason angesichts dieser Rechnung nur noch ganz kleinlaut sein kann, und

er gibt auch zu, dass sie einen scharfsinnigen Verstand (νοῦς λεπτός) habe ... (529), aber nur, um dann umso sophistischer zu kontern: Zuerst würdigt er Medeas Einsatz für sich selbst herab, indem er diese Leistung als vom Gotte Eros erzwungen einstuft (530f.), indem er also das trennt, was seit HOMERS Zeiten immer als eine Einheit dargestellt wurde: das Zusammenwirken von Mensch und Gottheit.

Dann zählt er seine „Leistungen“ (πόννοι, wie er selbst in V. 545 sagt) für Medea auf (536-544) und drittens erklärt er die Vorteile, die seine Ehe mit der Prinzessin für Medea und die Kinder haben sollte und könnte, wenn Medea sich nicht unmöglich gemacht hätte (605) und unter Eifersucht litte (547-568). Kurz und gut: Jason sieht die Ehe – in welcher Form auch immer – als eine Zweckgemeinschaft, d. h. als etwas, was nach seinem Nutzen zu bewerten ist und sich im sichtbaren Wohlstand erschöpft. Der Nutzen ist Maxime der Ehe. Und so zu denken empfiehlt er Medea in V. 601f.: „Das Nützliche möge dir niemals schmerzlich erscheinen, und glaube nicht, wenn du glücklich bist (oder: wenn es dir wohl geht), unglücklich zu sein.“ Über seinen Eidbruch verliert er kein Wort; eher ist er wohl unausgesprochen der Meinung, der habe gar nicht stattgefunden, wo er sich doch noch so rührend um seine Familie kümmert, dass er selbst jetzt noch, nachdem Medea ihm so schwere Vorwürfe gemacht hat, ihr Geld anbietet (610f.) und sich um Gastfreunde bemühen will (612-5).

Das alles meint Jason gewiss ernst, sieht Medea aber – aus ihrer Perspektive verständlicherweise – als einen schlechten Witz an, weswegen sie in V. 603 sagt: „Spotte nur“. Sie setzt Jasons schöner heiler, wohl kalkulierter Welt der Nützlichkeit zwei Argumente entgegen, die zeigen, dass sie eine ganz andere Vorstellung von Freundschaft hat: 1. Argument (586f.): „Du hättest, wolltest du nicht böse sein, mich überzeugen müssen und dann erst diese (zweite) Ehe eingehen, aber nicht heimlich vor Freunden.“ 2. Argument (598f.): „Ich möchte kein glückliches Leben, das wehtut, und keinen Reichtum, der mein Herz quält.“ Wehtun und Herzensqual, das sind zwei Begriffe und Ausweise einer Vorstellung von Freundschaft, die Jason nur als Torheit (614) und

Eigensinn (αὐθάδεια, 621) einordnen kann, für Medea aber an den Kern wahrer Freundschaft rühren, sie im Kern zerstören.

Im anschließenden 2. Stasimon bringt der Chor diese Auffassung auf die Formel (659ff.): „Freudlos gehe (der) zugrunde, der es nicht vermag, | die Freunde zu ehren, öffnend das Schloß | eines reinen Herzens (καθαρῶν ἀνοίξαντα κλῆδα φρενῶν). Mir | wird der niemals Freund sein.“

Auch der Chor stellt also einen unmittelbaren Zusammenhang her zwischen der Ehrung der Freunde und dem reinen Herzen: Freundschaft zeigt sich nicht in materieller Zuwendung, sondern in der Reinheit des Herzens. Und dabei denkt der Dichter offenbar daran, dass ein reines Herz nicht dem anderen wehtut und ihn quält.

Von hieraus wird, denke ich, deutlich, dass in der Medea-Tragödie nicht nur ein Konflikt zwischen Medea und Jason ausgetragen wird, auch nicht nur der zwischen Männern und Frauen, obwohl das für Euripides und sicher auch für uns ein wichtiger Aspekt bei diesem Thema ist, sondern der Konflikt zwischen zwei Weltanschauungen: In der einen dominiert das Materielle und der Nützlichkeitsgesichtspunkt, in der anderen etwas, was ich mal als seelische Stimmigkeit, als innere Harmonie bezeichnen möchte. Und es ist ganz offensichtlich, dass Euripides mit diesem zweiten Aspekt an etwas rührt, was in der Sophistik völlig vernachlässigt, ja erst gar nicht bedacht wurde.

Im 3. Epeisodion tritt dann gleich eine Person an Medea heran, auf die diese Maxime anwendbar ist und an der sie demonstriert wird: Aigeus, der König von Athen. Sie begrüßen sich freudig als Freunde (663-5); sie stimmen in der Beurteilung von Jasons Verhalten überein (690-699); sie wollen Gastfreundschaft der eine gewähren und die andere in Anspruch nehmen (708-724); sie stimmen auch darin überein, dass Aigeus sie nicht gleich mitnehmen kann, weil das einer Entführung gleichkäme und somit gegen das Gastrecht im fremden Korintherlande verstoßen würde (725-731); schließlich ist er bereit, einen Treueid zu leisten, der sie vor Auslieferung an Feinde bewahrt (730-755).

In V. 692ff. wird nochmals auf den Punkt gebracht, was Jason in ihrer beider Augen als in

höchstem Maße schlecht (690) und schändlich (695) dastehen lässt: Er hat ihr Unrecht getan, ohne dass sie ihm dazu einen Anlass gegeben hat (692, da ist wieder der Gedanke der Vergeltung von Gleichem mit Gleichem); sie hat ihren ἔργον dazu verwendet, die Freundschaft zu erfüllen (8), er benutzt seinen ἔργον, um diese Freundschaft zu verraten und bricht damit die beschworene Treue (698). Die damit gegebene Entehrung bedeutet für sie das Ende der Freundschaft: (696) „Entehrt sind wir, vormals seine Freunde.“

Es wird auch deutlich in V. 737ff.: Nicht erst der Eid macht Aigeus zum Freund, sondern schon das schlichte Versprechen, Medea aufzunehmen; aber der Eid gibt beiden Seiten noch mehr Rückhalt, verstärkt den Schutz vor feindlichen Einflüssen.

Als Aigeus nach V. 755 abtritt, bezeichnet ihn der Chor als „edlen Mann“ (762) und frohlockt Medea. Subtil, wie der Dichter in dieser Phase, in der Medea dem Chor ihre Pläne darlegt, immer wieder das Freund-Feind-Schema anklingen lässt: So sagt Medea in V. 765ff.: „jetzt werden wir (einen) schönen Sieg über die Feinde, liebe Frauen, erringen und sind schon auf (bestem) Wege. Nun gibt es Hoffnung, daß meine Feinde Buße zahlen.“ Für „liebe Frauen“ steht da φίλαι, also „Freundinnen“, und der Dichter stellt diese beiden gegensätzlichen Begriffe geradezu demonstrativ am Versende nebeneinander in V. 765: ἐχθρῶν, φίλαι, und wiederholt diesen Verschluss noch einmal in V. 797, wo Medea sagt: „Denn von Feinden verlacht zu werden ist nicht erträglich, liebe Frauen.“

In V. 807ff. charakterisiert sich Medea selbst mit den Worten: „Keiner soll mich für gering und schwach halten und ruhelieliebend, sondern von entgegengesetzter Art, schrecklich für die Feinde und den Freunden wohlgesinnt. Denn nur solche Menschen haben ein ganz und gar ruhmvolles Leben.“ Für „schrecklich“ steht da dasselbe Wort, das auch die Amme im Prolog schon zur Charakterisierung der Medea benutzt hatte: 809 βαρεῖαν, 38 βαρεῖα, also „schwer“, was dann im übertragenen Sinn „schwer zu ertragen“ bedeuten kann und in V. 38 mit „schwerblütig“ übersetzt wurde.

Medea will also in dem Maße, wie sie den Freunden wohlgesonnen ist, den Feinden eine

schwere Last sein. Sie will nicht für „gering“, „schwach“ und „ruhelieliebend“ gelten und weder selbst noch über ihre Kinder den Feinden zum Gespött dienen (797 und 782). Sie will sie besiegen (765), sie büßen lassen (767) und so „ein ganz und gar ruhmvolles Leben“ haben (810). Die Amme hatte von ihr gesagt (38f.): „Sie erträgt es nicht, dass ihr Übles geschah.“

Diese Motivationsgesichtspunkte bewegen sich sozusagen noch im Vorfeld des Eigentlichen, und man kann sich mit Recht fragen: Dafür nicht nur zwei erwachsene Feinde, sondern auch zwei unschuldige Kinder ermorden? Was ist das für eine Moral?

Und die Reaktion des Chores geht ja auch in diese Richtung, wenn er, nachdem er den Plan gehört hat, in V. 811ff. sagt: „Nachdem du uns diesen Plan mitgeteilt hast, möchte ich dir nützen und den Gesetzen der Sterblichen helfen und bitte dich, dies nicht zu tun.“ Aber Medea entgegnet: „Anders ist es nicht möglich. Dass du so sprichst, vergebe ich dir, da du nicht solches Unglück leidest wie ich.“ (815) Und als der Chor daraufhin noch einmal gezielt nachfragt: „Willst du es denn wagen, deine beiden Kinder zu töten, Frau?“, da kommt von ihr ein klares „Ja, denn so dürfte der Gatte am meisten getroffen/verletzt werden.“ (817)

Mit diesen Worten dringen wir doch noch in eine tiefere Schicht vor, will mir scheinen: Denn hier wird jetzt deutlich, dass das Maß der Strafe/Rache, die die Feinde zahlen sollen, an dem Maß des eigenen Leids gemessen wird: Medea hat kurz vorher noch einmal gesagt, dass sie alles eingebüßt/verloren hat, was ihr das Leben lebenswert macht: (798f.) „Soll es dahingehen! Was nützt mir das Leben? Weder Heimat noch ein Haus habe ich noch Zuflucht aus dem Unglück.“ Und wenn wir dazunehmen, wie für Medea Freundschaft eine Sache des „reinen Herzens“ war, so können wir, denke ich, ermessen, dass uns der Dichter hier, wenn auch vielleicht mit noch unbeholfenen Mitteln, verständlich machen will, wie tief diese Medea innerlich verletzt worden ist durch Jasons Verrat. Mir scheint, er drückt es auf dem Umweg über ihren Racheplan aus, so dass die Extremität der Rache Rückschlüsse erlaubt auf die Tiefe der inneren Verletztheit Medeas.

Dies soll beileibe kein Versuch sein, aus heutiger Sicht den Kindermord für gerechtfertigt zu erklären; es soll nur zeigen, wohin es führen kann, wenn man, wie Medea, bei Liebe und Partnerschaft in Äquivalenten denkt: in dem Schema von: wie du mir, so ich dir, und das nicht nur im Guten, sondern auch im Bösen, wenn man sich entzweit, wie Medea und Jason.

Im 4. Epeisodion leitet Medea dann ihre Intrige in die Wege, indem sie Jason scheinbar nachgibt, sich ihm fügt. Unter dem Gesichtspunkt der Freundschaft kann man das auch so ausdrücken: Medea nutzt Jasons oberflächliches Verständnis von Freundschaft, um ihren Plan einzufädeln. Da Jason aufgrund seines Freundschaftsverständnisses gar nicht erfassen kann oder will, wie unwahrscheinlich es ist, dass Medea das wirklich meint, was sie sagt, sondern sich durch ihre Worte, die ja nur Worte sind, in seinem Verständnis von Freundschaft bestärkt fühlt, fällt er auf die Intrige rein, wird also das Opfer seiner eigenen Vorstellungen. Wie sehr er Medea nicht kennt und daher unterschätzt, wird aus seinen Worten in V. 908ff. deutlich:

„Ich lobe dies, Frau, und das Frühere tadle ich nicht. Denn es ist natürlich, dass das weibliche Geschlecht zürnt, wenn der Gatte eine Hochzeit mit einer anderen einfädelt. Aber zum Besseren hat sich dein Herz gewandelt, du hast, wenn auch erst nach einiger Zeit, den besseren Plan anerkannt. So handelt ein besonnenes Weib.“ Nach Jasons Vorstellung besteht die Besonnenheit der Frau also darin, dass sie dem Mann und seinem ‚besseren‘ Plan folgt, auch wenn dieser Plan auf Medeas Kosten geht, wo er sie doch verraten hat.

Es folgt im 5. Epeisodion der erschütternde lange Monolog, in dem Medea darum ringt, ob sie ihren Plan ganz ausführen und auch die Kinder umbringen soll oder nicht. Man kann zeigen, dass die ganze Handlung der Tragödie auf diese Entscheidung hinausläuft. Mehrmals wendet Medea sich fast entgültig von diesem Vorhaben ab, um dann letzten Endes doch zu dem alten Vorsatz zurückzukehren, aufgrund der Einsicht: (1078f.) „Ich erkenne das Grauensvolle, das ich zu tun gedenke. Doch mein θυμός ist stärker als meine vernünftigen Gedanken, der θυμός,

der den Menschen Ursache größter Übel ist.“ 20 Verse vorher hatte sie diesen θυμός noch angefleht (1056f.): „Nein, nicht o θυμός, tu dies nicht! Lasse sie, unseliger <θυμός>, schone die Kinder!“ Jetzt, in V. 1078f., ist ihr vernunftgemäßes Wollen gebrochen. Der Zusammenhang zeigt, es ist unangebracht, θυμός, wie ELLER, der Übersetzer der Reclam-Ausgabe, das macht, im früheren Fall mit „Herz“ zu übersetzen, im späteren mit „Groll“. Der θυμός ist Ausdruck dessen im Menschen, was nicht von der Vernunft gesteuert wird, und dafür könnte das Herz stehen, wenn damit der Sitz der Leidenschaften, der irrationalen Triebkräfte im Menschen gemeint ist.

E. R. DODDS, der uns als erster und überzeugend gezeigt hat, dass Euripides als Dichter ein Verfechter des Irrationalen im Menschen ist, stellt auch in diesem Punkt der Medea Jason gegenüber: „Jason wäre, als der traditionsverbundene Grieche, der er ist, schnell geneigt, die Schuld einem *alastor* (also einem Rachegeist) zuzuschieben (wie er das in V. 1333 tut), aber Medea ist ihr eigener *alastor*.“ (Dodds in: CLR 1929, abgedr. in SCHWINGE (Hrsg.), Euripides. 1968, S.64) Euripides lässt sie den Konflikt zwischen Mutterliebe und Rachebedürfnis in ihrem Inneren austragen, ohne Bezug auf äußere, göttliche Einwirkung. Und Medea ist bei Euripides nicht die einzige, der es so geht. Dodds verweist auch noch auf Hippolytos, Hekabe, Herakles, die Hauptpersonen in anderen Tragödien, und fügt hinzu: „Was allen diesen Dramen ihren echt tragischen Gehalt gibt, ist der Sieg des irrationalen Antriebs über die Vernunft in einem hochherzigen, aber unbeständigen Menschen ... hierin sieht Euripides den innersten Kern der Tragödie des sittlichen Menschen.“ (S. 66)

Ein anderer Teil des Tragischen liegt darin, dass Jason diesen Konflikt offenbar gar nicht erst gehabt hat und verstehen kann. Er kann nur kühl den Nutzen abwägen, und selbst wenn er anders, als er behauptet, die Prinzessin nicht nur aus Nützlichkeitserwägungen geheiratet haben sollte, sondern, wie manche ihm zu unterstellen geneigt sind, aus Liebe zu einer jüngeren Frau, so muss man es ihm doch ankreiden, dass er die Liebe, die er sich zugute hält und die ihn zum Verrat an Medea treibt, bei Medea als Torheit abtut und ignoriert.

Es folgt in der Exodos die letzte Begegnung und Auseinandersetzung zwischen Medea und Jason, im Angesicht der Kinder, die Medea, während sie auf dem Dach des Hauses im Flügelwagen des Sonnengottes erscheint, tot in ihren Armen hält. Jason nennt sie in V. 1342f. „eine Löwin, keine Frau“ und wilder als das Ungeheuer Skylla, das im tyrrhenischen Meer zwischen Sizilien und dem Festland die vorbeifahrenden Seefahrer zu verschlingen suchte.

Medea aber ist bereit, diese Beschimpfung auf sich sitzen zu lassen, weil ihr etwas anderes noch wichtiger ist. Deshalb entgegnet sie in V. 1358ff.: „Nenne mich denn Löwin, wenn du willst, und Skylla, die tyrrhenischen Boden bewohnte. Dein Herz nämlich habe ich gepackt (getroffen, verwundet), wie es recht (und billig/nötig) war.“ Hier steht für „Herz“ καρδιά, also das Wort, das uns aus medizinischen Ausdrücken als Organ bekannt ist, das aber ähnlich wie θυμός und ähnlich wie auch im Deutschen das Herz im übertragenen Sinn als Sitz der Leidenschaften gebraucht werden kann. Und so verwendet es hier auch Medea, die ja Jasons Herz nicht wirklich, im physikalischen Sinne trifft/berührt, sondern „nur“ im übertragenen Sinne ihn bei seinen Leidenschaften. Das ist also für Medea das Größte und Wichtigste und Entscheidende, das worauf sie abgezielt hat: So wie Jason sie in ihrem Innersten getroffen hat und in ihr der θυμός gesiegt hat über alle vorhandenen vernünftigen Barrieren (vgl. V. 8), so will sie auch Jason in seinem Innersten treffen, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nur das kann ihr Befriedigung geben.

In der anschließenden erregten Stichomythie wirft Jason ihr vor, die Kinder seien an ihrer (Medeas) Schlechtigkeit zugrunde gegangen (1363) und wirft Medea ihm vor, sie seien Opfer seiner „väterlichen Unzulänglichkeit“ (πατρώα νόσω) (1364). Diese Übersetzung für das griechische Wort νόσος, das eigentlich „Krankheit“ bedeutet, scheint mir hier nicht schlecht gewählt, weil es besser als ‚Krankheit‘ auf einen Wesenszug hinweist, worin Jasons Krankheit besteht: Ihm geht etwas ab, fehlt etwas, was Medea hat, wenn auch vielleicht im Übermaß hat: Herz. Von hieraus fällt noch einmal Licht auf das Wort der Amme, die in V. 16 gesagt hatte: „es krankt das

Liebste“: Das Liebste krankt, weil Jason krank ist. Worin seine Krankheit/Unzulänglichkeit besteht, wird gleich im Folgenden noch einmal deutlich, wenn Jason in V. 1365 sagt:

„Nicht meine Rechte (Hand) hat sie (die Kinder) schließlich umgebracht (sondern deine).“ Und wenn Medea darauf erwidert: „Vielmehr dein Frevelmut und deine neugeschlossene Ehe.“ Das muss man sicher als Hendiadyoin verstehen, also so, dass die neue Ehe von Medea als Ausdruck seines Frevelmuts, seiner Hybris verstanden ist. Daraufhin fragt Jason in V. 1367 nicht, sondern behauptet: Du hast es für angemessen gehalten, sie (die Kinder) aus Eifersucht (eigtl.: wegen der Ehe) zu töten.“ Darauf fragt Medea: „Meinst du, das sei ein geringes Leid für eine Frau.“ Und Jason antwortet: „Ja, jedenfalls für eine, die vernünftig/besonnen ist.“ Jason hält also für eine Sache vernünftiger Überlegung, was Medea ans Herz geht und ihren θυμός geweckt hat. Er will und kann also entweder nicht wahrhaben, dass es da im Menschen noch etwas anderes gibt als die *ratio*, oder er will nicht anerkennen, dass auch dieses andere seinen eigenen Wert hat und nicht der *ratio* unterliegt; und Medea will ihm das nicht ausdrücklich beibringen, sondern will ihn aus Rache erleben lassen, dass dieses andere, das Herz/die Leidenschaft, eine Größe ist, die auch in ihm steckt und respektiert werden will.

Dass Medea schließlich mit Hilfe göttlicher Mächte das Weite sucht und Jason als gescheiterter Tölpel zurückbleibt, ist natürlich keine realistische Lösung. Auf diese Weise lässt der Dichter die Lehre aus seinem Stück ähnlich offen wie sonst mit Hilfe des *deus ex machina*. Aber der Dichter thematisiert in seiner ‚Medea‘, was eigentlich eheliche Freundschaft ausmacht, und zeigt, wie problematisch dieses Verhältnis ist, wenn es sich nicht mehr nur, der Konvention entsprechend, darin erschöpft, dass die Frau alles für gut heißt oder jedenfalls hinnimmt, was der Mann für richtig hält, und wenn Götter und Eide ihren Wert verloren haben. Euripides zeigt an Medea und ihrer Ermordung der eigenen Kinder, wie real und massiv diese Kraft ist, die in Medea die Oberhand gewinnt, der θυμός, und an Jason, wie unverantwortlich es ist, diese Kraft zu ignorieren oder zu unterschätzen. Medeas Selbsthilfe darf

keine Lösung des Problems sein, Jasons Beharren auf der Konvention kann keine Lösung mehr sein.

Wenn man allerdings ernst nimmt, was der Dichter seine Medea bei ihrem ersten Auftritt sagen lässt, weitet sich die Perspektive, die dieses Stück eröffnet, noch einmal wesentlich aus. In V. 219ff. hatte Medea ja – ich hatte darauf aufmerksam gemacht – denen, die aufgrund unzureichender Indizien ihre Vorurteile pflegen, vorgehalten: „Gerechtigkeit wohnt nämlich den Augen der Menschen nicht inne, wenn jemand, bevor er eines Menschen Herz (σπλάγχχνον) genau kennengelernt hat, ihn hasst auf den ersten Blick hin, ohne Unrecht erlitten zu haben.“

Wir haben gesehen, eine wie wichtige Rolle das Herz in dieser Tragödie spielt. Das berechtigt zu der Vermutung, dass es Euripides in diesem Stück auch darum geht, das Herz als ernstzunehmende Größe neben der Vernunft zur Geltung kommen zu lassen. Das Herz als Sitz der Emotionen: Das erklärt besser als der Jason-Medea-Mythos, warum in dieser Tragödie das sexistische Denken zumindest bei Medea eine erhebliche Rolle spielt. Offenbar sieht der Dichter Jason und Medea in einem nicht fest definierten Rahmen auch als extreme Beispiele ihrer Geschlechtsrolle. Aber es ist tröstlich zu sehen, dass Euripides weder hier noch bei vielen anderen Frauen, die in seinen Tragödien eine Hauptrolle spielen, einfach klischeehaft der Frau die Emotionen und dem Mann die Vernunft zuweist, sondern zu erkennen gibt, dass für ihn beide Geschlechter an beidem Anteil haben, wenn auch in der Medea-Tragödie bei der Hauptperson trotz aller Klugheit in einem entscheidenden Fall das rachsüchtige Herz den Ausschlag gibt und bei Jason das Herz so unentdeckt ist, dass es nur unter Einsatz so grober Mittel wie eines Kindermordes verletzt werden konnte.

So ergibt sich als Gesamteindruck, dass Euripides in seiner ‚Medea‘ eine ganze Philosophie der Freundschaft anwendet, die, wenn man es darauf anlegt, aus dem Text vermutlich sogar noch um einige Details erweitert werden könnte. Und dann ist die Frage, ob noch etwas dagegen spricht, die Medea als ein Stück über Freundschaft und Feindschaft, Liebe und Hass zu charakterisieren und in dem Freundschaftsthema den Schlüssel-

sinn zu sehen, den Latacz nicht nur aufgehört hat zu suchen, sondern den zu suchen er auch für verfehlt hielt (s.o.).

Anmerkung:

*) Der hier vorgelegte (überarbeitete) Text ist einer Vorlesung entnommen, die 2004 an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal unter dem Titel „Das Tragische in den Tragödien des Aischylos, Sophokles und Euripides“ gehalten wurde.

KARL-HEINZ PRIDIK, Bonn

Kulturgeschichtliche Rückwendungen zur Antike

Ausgewählte Vorgänge und ihr tieferer Sinn

Geistige Rückwendungen sind für manche Kritiker soziologischer Provenienz ein Produkt „zukunftsscheuer“ Lebenseinstellung. Ein gängiges Schlagwort. Aber was kommt bei näherem Zusehen heraus? Wer Rückwendungen unterlassen zu können glaubt, bedenkt nicht, dass er vom Nullpunkt ausgehen müsste, was er nicht kann. Ohne zurückzuschauen und sich auch zurück-zuwenden ist menschliches Dasein in Gegenwart und Zukunft gar nicht denkbar und deshalb auch nicht diskutierbar.

Rückwendung ist ein Element des geistigen Seins. Sie ist keineswegs identisch mit „rückwärtsgewandter“, sondern mit gegenwartsorientierter und auf die Zukunft gerichteter Lebenseinstellung, die um die Bedeutung selektiver Vergangenheit weiß. Die Rückwendung hat einen Januskopf, der bekanntlich sowohl auf die Vergangenheit als auch auf die Gegenwart schaut, um mit der Vergangenheit das Leben der Gegenwart im Blick auf die Zukunft zu formen.

I) Große Rückwendungen in der Kulturgeschichte

Kulturepochen wenden bekanntlich, während sie in ihre Zukunft hineinwachsen, den Blick zurück zur Vergangenheit. Es ist offensichtlich, dass dieser Blick der Epochen auch wiederum auf ganze Epochen der Vergangenheit fällt. Ihnen gilt bei dieser Rückwendung ein gesteigertes Interesse, sobald eine gewisse Geistesverwandtschaft mit ihnen erkannt wird. Das Mittelalter wandte sich zur Antike zurück und kam sogar selbst in die Rolle, von einer späteren Epoche eine Rückwendung zu erfahren: von der literarischen Romantik. Wie das Mittelalter wandte sich auch die Renaissance zur Antike zurück, ebenso die

deutsche Klassik etc. Aber alle suchten sie in der Antike etwas ganz Anderes, weil sie ja von ganz verschiedenen Wertvorstellungen ausgingen.¹ Was sie suchten und fanden, sollte der neuen Gestaltung des menschlichen Lebens dienen. In den folgenden Kapiteln wollen wir das für die Renaissance im gebotenen Rahmen deutlicher zu machen versuchen.

II) Renaissance-Humanisten und Werke der antiken Literatur

Die Bedeutung antiker Literatur für Renaissance-Humanisten stellen wir hier an einigen sehr unterschiedlichen Beispielen dar, ohne dass diesen eine repräsentative Bedeutung zugebracht wäre. Wir befassen uns a) mit unterschiedlichen Interessen an der Rückwendung, b) persönlichkeitsbedingten Unterschieden im Vollzug der Rückwendung, c) der Möglichkeit geschichtlichen Defizits bei Rückwendungen. Als Autoren haben wir ausgewählt GIAN FRANCESCO POGGIO BRACCIOLINI, FRANCESCO PETRARCA und LORENZO VALLA. Die beiden letzten werden wir auch miteinander vergleichen.

a) Unterschiedliche Interessen an der Rückwendung

Die Renaissance-Humanisten waren entweder Sekretäre der Kurie, der Fürsten oder der Städte.² Unter den Beamten des Vatikans und den Kanzlern der Republik Florenz ragte als Humanist besonders hervor:

*Gian Francesco Poggio Bracciolini
(1380-1459)*

Als ausgebildeter Notar stand Poggio sehr lange in Diensten der römischen Kurie. Seine

Teilnahme am Konzil von Konstanz (1414-18) förderte auch die Entdeckung antiker Handschriften. Im Kloster St. Gallen fand er QUINTILIANS *Institutio oratoria*, bei Reisen nach Deutschland, in die Schweiz und nach Frankreich fand er u. a. Reden CICEROS, VALERIUS FLACCUS, LAKTANZ, VITRUV, MANILIUS, SILIUS ITALICUS, LUKREZ, STATIUS und Komödien.

1453-58 wurde er nach COLUCCIO SALUTATI und dem berühmten Übersetzer LEONARDO BRUNI (bes. ARIST. Nikom. Ethik) Kanzler von Florenz. Die Zeit danach galt der schriftstellerischen Muße. Zu seinen Werken zählen Dialoge wie: *de avaritia*, *de nobilitate*, *de infelicitate principum*, *de varietate fortunae*, *eine historia populi Florentini*, *Invectiven*, *Briefe*, *Facetiae* etc.

Als aus dem Geistesleben besonders herausragend stellen wir den Dichter FRANCESCO PETRARCA und den Philologen LORENZO VALLA gegenüber.

Francesco Petrarca (1304-1374)

Im Jahre 1304, dreißig Jahre nach dem Tode THOMAS' VON AQUIN, des größten Theologen des Hochmittelalters, und halb so viele Jahre nach dem Tode ALBERTS DES GROSSEN, des größten Philosophen und Antike-Experten des Hochmittelalters, wird in Arezzo einer der größten Renaissance-Humanisten geboren: Francesco Petrarca.

Schon während seines Studiums machte sich ein völlig neues Lebensgefühl bemerkbar. Er wandte sich von der ihm lebensfern erscheinenden scholastischen Methode des Mittelalters ab, weil er darin nicht die Entdeckung der Welt und des Menschen sah. Dazu sagt G. RITTER kurz: „Es liegt im Wesen der Scholastik, von einmal gegebenen geistigen Voraussetzungen her abstrakt logisch schließend ihr Lehrgebäude zu errichten, ohne nach den außerwissenschaftlichen Kulturbedürfnissen der Zeit viel zu fragen.“³ Der Umgang der Scholastiker mit der lateinischen Sprache und deren Texten findet bei Petrarca nur Missbilligung. Für die Bemühung um Erkenntnis und Wissen fehlt nach seinen eigenen Worten alles. Es gebe keine Philosophie über den Menschen, Poesie und Kunst seien es nicht einmal wert, sich mit ihnen zu beschäftigen. Die ganze Überlieferung sei durch das Mittelalter entstellt.

Wenn die Gegenwart den Erwartungen nichts zu bieten habe, dann sei es jetzt erforderlich, auf diejenige Zeit zurückzublicken, mit der sich das Mittelalter beschäftigt habe. Das bedeutete natürlich zunächst Italiens Vergangenheit, die römische Antike, und über sie die der Griechen. Zur Antike entzündete sich bei Petrarca daher sofort eine schwärmerische Liebe. Ihre Autoren wurden eifrig und fast vollständig gesammelt, gelesen und wurden Gegenstand nicht nur der *imitatio*, sondern auch der *aemulatio*. Wo mehrere voneinander abweichende Handschriften desselben Werkes auftauchten, wurde sogar philologische Textkritik entwickelt.

Die Rückwendung Petrarcas zur Antike führte ihn zu einer außerordentlich umfangreichen Rezeption der antiken Literatur. Sogar mehrere Päpste waren eifrige Förderer der Rezeption, unter ihnen war NIKOLAUS V. (TOMMASO PAREN- TUCELLI) sogar Förderer der Gesamtübersetzung ins Lateinische.

Lorenzo Valla (1405-1457)

Vallas berühmtestes Werk ist der Nachweis, dass die Konstantinische Schenkungsurkunde eine Fälschung war. Dieser Nachweis lässt sich hier nicht ausbreiten. Wir beabsichtigen die Gegenüberstellung zu Petrarca und konzentrieren uns daher auf Vallas Werk *De vero bono*.

In *De vero bono* geht es nicht primär um die sprachliche und begriffliche Form des Geistes, sondern um seine Inhalte. Das veranlasst uns, das Werk der Lebensgestaltung Petrarcas gegenüberzustellen.

Dieses Werk, Vallas Erstlingswerk, hat seine eigene Entstehungsgeschichte. Man hat aus der Diskrepanz zwischen der Darstellung der epikureischen und der christlichen Ethik Schlüsse auf die Genesis des III. Buches gezogen. Wir möchten diese hier auf sich beruhen lassen und wollen vielmehr feststellen, ob es einen einheitlichen Interpretationszusammenhang der Bücher I-III gibt.

In *De vero bono* stellt Valla dialogisch die stoische, die epikureische und schließlich die christliche Lehre von der Lust als dem wahren und höchsten Gut dar. Dabei geht es Valla keineswegs allein darum, die antiken Lehren zu interpretieren

und zu deuten. Sie sind auch der Ausgangspunkt, um eine eigene philosophische Theorie von der Lust als dem höchsten Gut zu entwickeln. Dabei spielen Einzelheiten der epikureischen Lustlehre keine Rolle, die neue Theorie wird frei und souverän konzipiert, aber dazu dann historischer Stoff aus der Antike adaptiert.

Als Inhalt der Lust sieht Valla jeweils irgendeinen Gewinn oder Erfolg oder dergl. Hier wird sehr deutlich, dass mit der *voluptas* nicht die epikureische Lust als das Freisein von jeglicher seelischen Belastung gemeint ist, sondern allgemein die menschliche Freude über bestimmte Inhalte des Lebens. Die weitere Untersuchung dient nun dazu, vermeintliche Alternativen wie Ruhmsucht, Ehrsucht, Gesinnung und dergl. als falsche Motive hinzustellen. Bewiesen werden soll diese These an historischen Beispielen aus römischen Geschichtswerken. Das wollen wir hier nicht weiter verfolgen, sondern nur noch eine wichtige Bestimmung der Vallaschen Lust-Theorie hinzufügen, die uns nun vollends die geistige Entfernung von der epikureischen Lustlehre verdeutlicht: Größer als die Lust hier auf Erden sei nach unserem Tode die Lust im Himmelreich.

Vallas Schrift ist himmelweit davon entfernt, den Epikureismus oder gar die Laszivität in der Renaissance verbreitet zu haben.⁴ Er geht zwar in der Auswahl seiner sehr zahlreichen Beispiele einige Male in intellektueller Überheblichkeit über moralische Vorschriften frivol hinweg, jedoch sind diese Beispiele nicht zielführend und haben in der Argumentation kein herausragendes Gewicht. Und selbst dann, wenn noch jemand an der Echtheit des III. Buches zweifeln sollte, reichen auch die beiden vorhergehenden Bücher nicht zu einer moralischen Verurteilung Vallas aus.

b) Persönlichkeitsbedingte Unterschiede im Vollzug der Rückwendung

Francesco Petrarca

Im Gegensatz zu manchen Späteren sagt *aemulatio* über Petrarca noch zu wenig aus. Es liegt bei ihm kein rationaler Entscheidungsakt für eine Rezeption und keine emotionale Adaptation vor, es ist vielmehr der idealste Fall: Das Verhältnis zu den antiken Autoren bedeutet ein inneres Ver-

schmelzen mit ihren Worten und einen ständigen Umgang mit ihnen in Gedanken.

Das war nicht nur eine Eigenschaft Petrarcas, sondern z. B. auch MACHIAVELLI, von dem wir das nicht sofort erwarten würden, der das aber sogar selbst berichtet: „Ich schäme mich nicht, mit ihnen zu sprechen und sie nach dem Grund ihres Handelns zu fragen. Sie antworten mir in ihrer Menschlichkeit, und vier Stunden lang empfinde ich keine Langeweile. Ich vergesse jeden Kummer, ich fürchte die Armut nicht, der Tod erschreckt mich nicht. Ich lebe ganz in ihnen.“⁵ Bei einer so außergewöhnlichen Dichter-Persönlichkeit wie Petrarca würde uns das nicht verwundern.

Zunächst herrschte bei Petrarca ein Ästhetizismus vor, in späteren Jahren kam ein geschichtlicher Pessimismus hinzu und ließ ihn die Antike als das Goldene Zeitalter gegenüber der eigenen Zeit und das Mittelalter als eine dekadente Epoche erscheinen. Er lebte aus dem, was er aus antiken Werken aufnahm. Natürlich kann auch keine vollständige Rezeption der Antike zu einer Lebensgestaltung führen. Rezeption ist immer ein Produkt aus Elementen sowohl der Antike als auch der Gegenwart. Das haben Petrarca und mehrere andere Humanisten zum Ausdruck gebracht und *de facto* wohl alle verwirklicht.

Lorenzo Valla

De vero bono ist ein Werk, das uns wie die anderen die Rückwendung Vallas zur Antike vor Augen führt. Er beabsichtigt aber nicht, die antike Ethik vollständig zu interpretieren, erst recht nicht, sie zu übernehmen oder sogar wie Petrarca in ihr zu leben, sondern er gewinnt in der Ethik Erkenntnisse und bricht dann auf zu einer völlig neuen Fragestellung und an deren Ende in eine neue Welt, die christliche Welt. Das Thema „Lust“ ist für Valla der Anstoß zu der neuen Fragestellung: Ist Lust schlechthin ein menschliches Handlungsmotiv?

Der tiefere Sinn seines Studiums antiker Texte ist in *De vero bono* der daraus hervorgehende und nun eigenständige Entwurf einer neuen Lust-Theorie. Die Lust als irrationales Element bezeichnet Valla als Handlungsmotiv für die Lebensgestaltung, wenn bestimmte Inhalte zu erwarten sind. Diese Lust ist für Valla sogar

das *verum bonum*, jeglicher Verzicht darauf ein kardinaler Fehler.

Aus Vallas Studium antiker Texte gehen für die Gestaltung einer eigenen Lebensphilosophie Impulse hervor, die schließlich bis zu einer christlichen Lust-Theorie führen. Es besteht also ein souverän gestalteter, einheitlicher Zusammenhang der Bücher I-III, dessen Krönung die „Lust im Himmelreich“ ist.

Die Art der Rückwendung zur Antike führen wir in der Regel auf die persönlichen Wertvorstellungen des Rezipienten zurück. In unseren beiden Beispielen, Petrarca und Valla, sind es nicht nur diese persönlichen Wertvorstellungen, sondern hier spielt die gesamte Persönlichkeitsstruktur eine Rolle: Petrarca taucht in die Antike ein, lebt mit ihr und von ihr und erlebt eine ganzheitliche Erfüllung seiner Person. Er findet darin den tieferen Sinn der Rückwendung zu ihr. Valla hingegen lernt rational in der Antike, verweilt bei ihr in seinen Werken, um die antiken Sprach- und Begriffsformen noch zu verbessern. Oder er entfernt sich in *De vero bono* wieder aus der Antike in eine neue Welt mit einer neuen Fragestellung, um nun in dieser kreativ zu wirken und sie zu Ende zu denken, wenn es um die Ethik der Lebensgestaltung geht. Hier trug ihn ganz im Gegensatz zu Petrarca ein nicht geringes Maß an Selbstvertrauen, Selbstgewissheit und an Selbstsicherheit begründender Rationalität.

Beide, Petrarca und Valla, kommen auf ihrem Wege der Rückwendung zur Antike schließlich zur Erfüllung ihres ethischen Zieles: Für den einen folgt aus der Rückwendung seine ethische Immanenz in der Antike, für den anderen seine ethische Distanz zur Antike.

Was der spätere Leser aus den Werken des Renaissance-Humanismus für seine eigene Lebensgestaltung gewinnt, ist nicht in jedem Falle zwingend durch die jeweilige Genesis dieser Werke vorherbestimmt. Entscheidend ist, wie das Werk in einer anderen Epoche mit ihren Interessen gesehen und verstanden wird. Dabei kann sogar etwas ganz Anderes herauskommen, so wie auch aus Vallas Verhältnis zu Epikur etwas ganz Anderes resultierte: Epikurs Lehre als Anstoß zu einer völlig anderen Lust-Theorie.

c) Die Möglichkeit geschichtlichen Defizits bei Rückwendungen

Es gab Rückwendungen, die ein Verstehen der von ihnen ausgesuchten Epoche entwickelten, das nicht oder nicht ganz mit dieser Epoche in Einklang zu bringen war, z. B. bei NOVALIS in der deutschen Romantik.

Die epochemachende und eine Geisteswende herbeiführende Renaissance wollte sich das Verstehen der Antike aber nicht sanft erträumen, sondern methodisch erarbeiten, was ihr mit Erfolg gelang. Jedoch mühte sie sich andererseits nicht darum, auch das Mittelalter zu verstehen. Zu diesem befand sie sich in einer Gegenposition, mit der sie gleichzeitig die damit verbundene Blickeinschränkung in Kauf nahm. Denn diese Gegenposition verstellte der Renaissance den geschichtlichen Blick für die Denknöwendigkeit des Mittelalters, gerade diejenigen Gegenstände allein von seiner christlich-theozentrischen Weltanschauung aus zu deuten, auf die später die höchste Aufmerksamkeit der Renaissance-Humanisten gerichtet war: die antiken Texte. Schon gar nicht konnte die Renaissance in dieser Gegenposition zu der Erkenntnis gelangen, wie sehr sie doch selbst trotz gegenteiliger Beteuerungen noch vom Mittelalter in gewisser Beziehung abhängig war.⁶ Neu entstehende Weltanschauungen entwickeln immer erst spät ein geschichtliches Verstehen.

Das Urteil „finstere Mittelalter“, das je nach Autor differenziert auszulegen ist, entbehrt in manchen Fällen des geschichtlichen Verständnisses. So ist das „finstere Mittelalter“ z. B. für Petrarca etwas ganz anderes als üblicherweise diejenige Epoche, von der man mangels zureichenden Quellenbestandes zu wenig weiß. Es ist für ihn auch keine Epoche, deren geistige Produktionen man kaum versteht, so dass man mit „Siebenmeilenstiefeln“ (HEGEL) dadurch eilen sollte. Für Petrarca ist vielmehr die gesamte Zeit nach Christi Geburt, spätestens aber seit KONSTANTIN d. Gr. bis zu seiner eigenen Zeit kulturelle Dekadenz. Das Schwergewicht dieser Bewertung liegt gar nicht auf dem Mittelalter, sondern auf dem Niedergang des Römischen Reiches, dem sich die mittelalterliche Zeit nach dessen Untergang anschloss.⁷

III) Motive für die Rückwendung zur Antike

a) Allgemeine Motive

Motive für die Rückwendung können die Suche nach Anregung, Orientierung, die Suche nach mythischen oder historischen Stoffen, die tiefere Sinnsuche, die Notwendigkeit der Bildungsvermittlung, die Stabilisierung geistesverwandter Tendenzen, die Erfüllung des Enthusiasmus etc. sein. Eine Weltanschauung hat das Bestreben, in ihrem Werden diese Geistesverwandtschaft zu suchen und ihre eigene Werteperspektive (Welterangordnung) durch sie zu stabilisieren. Denn sie ist ja keine Philosophie und schon gar kein System, sondern lediglich die subjektive Betrachtung und Bewertung der Welt auf Grund der sich aus der eigenen Werteperspektive ergebenden Präferenzen. Um diese nun zum Ausdruck zu bringen, benötigt sie Gedankenformen, Begrifflichkeit, Begründungen, Normen, wesensverwandte Stabilisierungselemente oder Modelle etc., wodurch die Rezeptionsmodalitäten sehr verschieden ausfallen können.

Ein weiteres Motiv ist eher psychologischer Art: die umfassende und dauerhafte Einstellung zur Welt. Sie muss nicht von vornherein in der Persönlichkeit liegen, sondern kann von außen an sie herangekommen sein, z.B. durch einen besonderen Glücksfall oder einen Schicksalsschlag. M. a. W.: Die seelische Verfassung z. B. Petrarcas war ausschlaggebend. Dann werden nicht oder nicht nur Begriffe oder dergl. rezipiert, sondern Argumentationen, ganze Verhaltensweisen, Einstellungen zu bestimmten Lebenssituationen etc. Dieser Fall ist jedoch seltener.

b) Motive epochenspezifischer Ausgangssituationen

α) Die Klassik und die Romantik

Epochenspezifische Ausgangssituationen für eine Rückwendung können von Fall zu Fall verschieden sein. So standen für die individuelle Auswahl des Rezeptionsgutes die Wertvorstellungen fest, aus denen sich dann der Geist der deutschen Klassik bzw. der Geist der deutschen Romantik entwickelte. Klassischer Geist war an anderem Rezeptionsgut interessiert als romantischer Geist.

β) Das Mittelalter

Das Mittelalter hatte keine solche geistige Ausgangssituation, als es unter der Herrschaft KARLS DES GROSSEN begann, sich zur Antike zurückzuwenden. Es bestand nicht die Möglichkeit, sich die Art der Bildung auszusuchen. Es stand lediglich fest, dass Bildung dringend notwendig war und erst einmal erworben werden musste⁸ durch Rückwendung zur Antike.

Aber für das Mittelalter stand fest, was christlicher Geist war. Seine Stabilisierung war bereits durch die Hl. Schrift und die patristische Literatur gegeben. Er bestimmte maßgebend die Rezeption. Das Kriterium für die Wahl der antiken Bildungsgüter lag deshalb jetzt nicht mehr nur in deren klassischer Vorbildlichkeit begründet, sondern vornehmlich in den neuen moralischen Wertvorstellungen der karolingischen Bildungsreform, insbesondere in den Vorstellungen von christlichem Glaubensverständnis und der zugehörigen Bildung.

γ) Die Renaissance

Der Renaissance-Humanismus nahm eine Kontraposition zum Mittelalter ein und betonte bei seiner Rückwendung, dass er „reine Quellen“ suche, und zwar die originalen Texte der Antike, nicht die vom Mittelalter bearbeiteten. Was bedeutet hier das Adjektiv „rein“ als Selektionskriterium?

Das Mittelalter hatte die Welt von der christlichen Offenbarung aus angeschaut und gedeutet. Die Erkenntnis der Gegenstände bestand primär in der Herstellung der weltanschaulichen Sinnbeziehung des Geschöpfes zum Schöpfer, weniger in dem sachlichen Nachweis dessen, was sie ihrem Inhalt nach sind. Die Renaissance wollte nun die Gegenstände der Erkenntnis nicht mehr im bisherigen mittelalterlich vorgegebenen Wert- und Sinnzusammenhang sehen, sondern sie zunächst ohne irgendeine solche Vorgabe auf die allein in der Sache gegebenen Inhalte untersuchen. Das geschah nicht ohne Erfolg.

Aber mit der Herausnahme dieser Gegenstände aus der bisherigen weltanschaulichen Deutung und Sinngebung des Hochmittelalters und ihrer Untersuchung des ihr eigenen Wesens war der Vorgang noch keineswegs beendet. Denn,

wenn diese Gegenstände mit den durch die Untersuchung gewonnenen Erkenntnissen ihrer Sachinhalte dem Menschen wieder dienlich sein sollten, mussten sie auch wieder in irgendeinen Sinnzusammenhang zu ihm treten oder totes Wissen bleiben.

Ein Neuaufbau eines weltanschaulichen Sinnzusammenhanges kündigte sich bei den Renaissance-Humanisten an. Ihre völlige Abwendung vom Mittelalter bedeutete, geistiges Neuland zu betreten und jetzt durch Übersetzungen der antiken Texte neue Deutungen zu entwickeln, die zum notwendigen Maß der Lebensorientierung und zum erforderlichen Sinn der Lebensgestaltung führten, eine *condicio, sine qua non*. Das geschah jetzt individuell und nicht mehr unter einem übergeordneten weltanschaulichen System. Denn Deutungszusammenhänge, die von einem übergeordneten System „aufoktroiert“ wurden, hielt die Renaissance kategorisch für wertlos, wie umgekehrt das Hochmittelalter vom Individuum aus gewonnene persönliche Deutungszusammenhänge für ebenso wertlos hielt. Das ist einer der kategorialen Unterschiede zwischen beiden Epochen.

c) Die Motivation der Renaissance als lehrreiches Beispiel

Nun ist diese Ablösung der Renaissance-Humanisten vom Mittelalter kein ganz so singulärer Fall, sondern vielmehr ein lehrreiches Beispiel, wenn man folgende generelle Unterscheidung trifft: Vor einer Rezeption stellt sich die Frage sowohl nach der Sachrezeption als auch nach der Deutungsrezeption. Wer rezipieren will, steht nicht nur vor der zweigeteilten Frage, ob er die Sache total oder partial rezipieren soll, sondern ebenso vor der dreigeteilten Frage, ob er mit der Sache auch die ihr gegebene Deutung total, partial oder gar nicht rezipieren will.

Schauen wir nochmal auf Petrarca und Valla zurück. Beide lehnten die Rezeption der mittelalterlichen Deutung antiker Texte klar und eindeutig ab, aber eben keineswegs die antiken Texte selbst, von gewissen Ausnahmen abgesehen. Petrarca rezipierte zusammen mit den antiken Texten gleichzeitig auch die antike Deutung, und zwar fast total, um mit ihr sein Leben

zu gestalten. Valla hingegen rezipierte z.B. die epikureische Philosophie, aber keineswegs deren Deutung, sondern ging kreativ zu einer völlig andersartigen Deutung über. Zwischen diesen beiden Positionen Petrarca / Valla sind die meisten Renaissance-Humanisten anzusiedeln. Sie rezipierten die antike Deutung und entwickelten daraus ihre eigene.

Damit haben wir auf die Frage nach der Deutungsrezeption drei Antworten, genauer gesagt drei immer wieder auftretende Antworttypen. Wer interpretieren will, wird sich grundsätzlich in diese drei Antworttypen hineinversetzen müssen, wer rezipieren will, wird sich zwischen ihnen entscheiden müssen.

IV) Rückblick

Wir sind dem Rückwendungsbedarf in der Kulturgeschichte nachgegangen. In mehreren Epochen bestand für die Rückwendung eine existenzielle Notwendigkeit in jeweils verschieden hohen Graden. Daraus ergab sich das Problem, wohin denn die Rückwendung jeweils erfolgen sollte. Das Resultat aus der kulturgeschichtlichen Entwicklung: Es gab offensichtlich keine andere Lösung dieses Problems als eine Rückwendung zur römischen bzw. griechischen Antike.

Entscheidend war dabei nicht nur, dass eine Rezeption stattfand, sondern auch, dass das für den jeweils besonderen Fall erforderliche Rezeptionsgut zur Verfügung stand. Nicht nur den einzelnen Epochen, sondern auch innerhalb dieser Epochen den einzelnen Rezipienten, ihren persönlichen Interessen und ihrem persönlichkeitsbedingten Gestaltungswillen kam die Antike entgegen. Auf Grund ihres geistigen Reichtums konnte die Antike – nicht nur wie im Mittelalter für die universale, sondern auch in der Renaissance für die individuelle Gestaltung des Lebens – das jeweils erforderliche Rezeptionsgut zur Verfügung stellen.

Welche Bildungselemente maßgebend waren, welche der von uns in Kap. III zusammengestellten Motive jeweils eine Rolle spielten, muss die Einzeluntersuchung ergeben. Denn was wir als die Rückwendung einer Epoche bezeichnen, ist ja immer die Rückwendung einer Reihe Einzelner dieser Epoche mit ihren jeweiligen Rezeptions-

wünschen. Wie wir z. B. bei Petrarca und Valla gesehen haben, können diese Rezeptionswünsche innerhalb derselben Epoche stark differieren, weil sie nicht nur aus dem jeweiligen Bild hervorgehen, das jeder von der Antike auf Grund seiner persönlichen Wertvorstellungen gewonnen hat, sondern auch aus den Gewichtigungen, die er anschließend in diesem Bild vornimmt. Die Geschichte der Antike und die Geschichte der Antikebilder sind bekanntlich zwei eigenständige Gebiete.

Diese Reihe Einzelner, Literaten, Komponisten, Bildkünstler, prägte weitgehend den Geist der Epoche. Philosophen waren daran weniger beteiligt. Ihre Rezeptionswünsche waren weniger durch die Kulturgeschichte als durch ihr eigenes System, ihre Persönlichkeit und den Geist ihrer Zeit bedingt. Hier entstand auch der Kampf um die Gepflogenheit, eine Rezeption als eine Schwäche eines philosophischen Systems anzusehen. Rezeption begann sogar über die Philosophie hinaus zu einem Makel schlechthin zu werden. Die Verteidigung dieser Gepflogenheit bestand aber nun nicht darin, diese angebliche Makelhaftigkeit zu begründen, sondern darin, Rezeptionen in der Interpretation so umzubiegen, dass sie als solche nicht mehr in Erscheinung treten sollten. Repräsentatives Beispiel: der Platonismus des Stoikers SENECA. Wer die Vergeblichkeit solchen Tuns noch nicht erkannt hat, läuft sowohl in der Philosophiegeschichte als auch in der Kulturgeschichte der Zeit hinterher. Denn es war nichts anderes als eine Voreingenommenheit, Rezeptionen Makelhaftigkeit anzuheften.

Kritische Äußerungen zu den Denk- und Handlungsweisen des mittelalterlichen Menschen sind nachvollziehbar, nicht aber Behauptungen über seine Art und Weise des Empfindens. So die von manchen Kritikern gern aufgestellte pauschale Behauptung, der mittelalterliche Mensch habe unter einer weitgehenden Einschränkung seiner Freiheit gelitten. Ob er wirklich seine Zeit als eine „Einschränkung“ seiner Freiheit empfunden hat und nicht vielmehr in der vollen Anerkennung des Systems eine sinnvolle Einstellung sah, von der er leben konnte, bleibt bis zum Einzelnachweis eine offene Frage. Von vornherein ist natürlich zu prüfen, von welchem Maßstab der einzelne Kritiker ausgeht.

Der Umfang dessen, was das Mittelalter und die Renaissance aus der Antike übernommen haben, war so groß, dass man auch davon sprach, die Antike sei ohne Bruch in das Mittelalter und die Renaissance übergegangen. Auch über die Zeit des Überganges wurden schon die verschiedensten Meinungen geäußert, so dass es für diesen Übergang zur Annahme des beachtlichen Zeitraumes zwischen KONSTANTIN DEM GROSSEN und KARL DEM GROSSEN kam.

Die Kulturgeschichte kennt keinen unmittelbaren Neubeginn einer Kultur gleichsam vom Nullpunkt aus. Kulturen resignieren nicht, sondern rezipieren. Die Antike bot die elementare geistige Substanz für das Mittelalter, für die Renaissance und darüber hinaus für den Barock und die deutsche Klassik, wenn auch jeweils in ganz verschiedenem Sinn und Umfang. Es gelang immer wieder, ihre Quellen zu reichlichem Fließen zu bringen.

Anmerkungen:

- 1) Die Rezeption der italienischen Renaissance in der deutschen Romantik behandeln Beiträge in dem Buch: ‚Romantik und Renaissance‘ von S. Vietta, Stuttgart 1994.
- 2) S. auch: Die Bedeutung des Aristoteles vom Mittelalter bis zur Renaissance, in: FORUM CLASSICUM, 2010, Heft 3, Kap. 10 ff.
- 3) G. Ritter, Die geschichtliche Bedeutung des deutschen Humanismus, Darmstadt 1963.
- 4) Gegen G. Weise, Der Humanismus und das Prinzip der klassischen Geisteshaltung, in: Zu Begriff und Problem der Renaissance, Darmstadt 1969, S. 289.
- 5) N. Machiavelli, Lettere nr. 140 a cura di F. Gaeta, Mailand 1961, S. 304. Zitiert nach A. Buck, Humanismus, Seine europäische Entwicklung, 1987. Dementsprechend auch die folgende Fußnote.
- 6) S. auch P. Burke, Die Renaissance, S. 14.
- 7) Th. E. Mommsen, Der Begriff des „Finsteren Zeitalters“ in: Zu Begriff und Problem der Renaissance, Darmstadt 1969, S. 151ff.
- 8) Gegen E. Patzelt, die die Kontinuitätstheorie weitgehend überzieht: Die karoling. Renaissance, S. 31.

HERBERT ZIMMERMANN, Jülich

vinus bona¹

Das Problem ist nicht neu und anscheinend auch international: In seinem 1970 auf Deutsch erschienenen Buch „Rationales Lateinlernen“ kommt ROGIER EIKEBOOM anlässlich einer Untersuchung über die Vorgehensweise niederländischer Schüler/innen beim Übersetzen u. a. zu dem Schluss, „dass die Kenntnis der elementaren Grammatik nur sehr schwach ist. Obwohl die Unterrichtszeit vor der Lektüre authentischer Texte in allen beteiligten Schulen ganz dem Erlernen von Formenlehre und Syntax gewidmet war und obwohl die Schüler ... fast vier Jahre Lateinunterricht gehabt hatten.“²

Das entspricht auch dem Eindruck, den ich in jahrzehntelanger Unterrichtstätigkeit gewonnen habe, vor allem wenn ich Schüler/innen, die ich selbst im Anfangsunterricht unterrichtet hatte, in der Oberstufe „wieder traf“ und erlebte, wie wenig von dem, was sie, wie ich wusste, gekonnt hatten, nun noch übrig war. Das passt zu der von Eikeboom zitierten Äußerung einer Schülerin: „Das habe ich, glaube ich, im ersten Lateinjahr gehabt; wenn ich das nun nicht mehr weiß, ist es doch kein Wunder.“ Das dürfte mit einem Problem zusammenhängen, das wir alle kennen, dass nämlich angesichts der Fülle neuen Lernstoffes, der in jeder Lektion zu vermitteln ist, in allen mir bekannten Lehrbüchern die immanente Wiederholung notwendigerweise zu kurz kommen muss.

Nun möchte ich diesen Eindruck genauer fassbar machen und habe dafür den beigefügten Testbogen entworfen. Da nach den Vokabelfehlern vor allem Kasusfehler das Verständnis behindern, bezieht sich der Test auf die Deklinationsformen. Von ihnen hängt das richtige Erfassen der Satzstruktur vor allem ab, weil durch sie die Zuordnung der Wörter untereinander erkennbar wird – wenn einem die Formen geläufig sind.³

Da bei jedem Item drei Unterstreichungs-möglichkeiten bestehen, von denen immer eine und nur eine richtig ist, erreicht man bei völlig willkürlichem Unterstreichen von immer je zwei Formen einen Durchschnittswert von einem

Drittel, also ca. 7 richtige Formen. Wir hoffen doch nun, dass die Schüler/innen mit Hilfe ihrer mühsam errungenen Kenntnisse aus dem Anfangsunterricht mindestens mehr richtige als falsche Kongruenzen erfassen, d. h. mindestens elf Kombinationen richtig unterstreichen. Bei einem Probelauf mit 69 Schüler/innen aus 10. Klassen und erstem Kurssemester (Grundkursen) ergab sich nun, dass 20 % nicht über den Durchschnittswert des willkürlichen Unterstreichens (bis 7 richtige) hinausgekommen sind und 68 %, also mehr als zwei Drittel „unter dem Strich“ blieben (weniger als 11 richtige). Die Spitzengruppe bildeten drei Schüler/innen, die 18 richtige Unterstreichungen von 20 gemacht hatten.

Allerdings sind 69 Schüler/innen keine ausreichende Zahl für differenziertere⁴ statistische Betrachtungen. Deshalb möchte ich interessierte Kolleg/inn/en bitten, diesen Test in ihren Klassen (ab 10. scheint mir sinnvoll) und Kursen durchzuführen und mir die Ergebnisse mit Angabe des Latein-Beginns, der Jahrgangsstufe und ob Grund- oder Leistungskurs per E-Mail zu schicken (stratenwerth@t-online.de). Zu wünschen ist auch eine Angabe, ob die Schüler/innen in dem betreffenden Bundesland/der betreffenden Schule zu diesen Kursen verpflichtet sind oder frei über ihre Teilnahme entscheiden konnten.

Zur Sicherung der Anonymität hatte ich die Angabe der letzten Latein-Zensur freigestellt. Die unvollständigen Angaben, die nun vorliegen, überraschen allerdings z. T. Da gibt es Schüler/innen, die eine 5+ oder 5 als Note angeben, aber immerhin 12 richtige Unterstreichungen gemacht haben, also deutlich mehr als die Zufallserwartung, und damit im oberen Mittelfeld der Gesamtgruppe liegen. Anderen mit der Note 1 sind auch nur 13, mit der Note 1- gar nur 6 richtige Unterstreichungen gelungen, mit der Note 2 immerhin 10 oder 9 richtige, was aber immer noch „unter dem Strich“ liegt.

Wenn man davon ausgeht, dass die Zensur in der Lektürephase zu einem nicht unwesentlichen Anteil von der Übersetzungsfähigkeit abhängt,

drängt sich die Hypothese (mehr kann es nicht sein) auf, dass die Korrelation zwischen Formenkenntnissen und Übersetzungsfähigkeit gar nicht so groß ist, wie man annehmen möchte. Um zu verlässlicheren Beobachtungen dieses Phänomens zu gelangen, wäre es also wünschenswert, wenn die Schüler/innen generell möglichst ihre Noten für Übersetzungsleistungen angeben würden.

Eine geringe Korrelation zwischen Formenkenntnissen und Übersetzungsfähigkeit könnte durch Beobachtungen, die Eikeboom in seiner genannten Untersuchung gemacht hat, erklärt werden: Schüler/innen wenden vorhandene gelernte Kenntnisse beim Übersetzen nicht an („Anno septuagesimo“ konnte der Schüler ... nicht übersetzen, aber die Reihe, in der ‚septuagesimus‘ vorkommt, kann er aufsagen!“)⁵ Andere Beispiele zeigen, dass verschiedentlich „die Schüler sich nicht nach den formalen sprachlichen Gegebenheiten“ richten, sondern „von der vermuteten inhaltlichen Bedeutung der Texte leiten lassen“⁶ oder sogar „nicht nur die Bedeutung des Zusammenhangs, sondern auch die Bedeutung eines einzelnen Wortes eher gesehen wird und schwerer wiegt als die Endung des Wortes.“⁷ So spricht Eikeboom zu Recht von „der Hilfe – oder auch ... der Verführung –, die das Erfassen des Kontextes für das Zustandekommen einer Übersetzung bedeuten kann.“⁸ UDA EBEL beschreibt in ihrer im gleichen Jahr erschienenen auf umfangreichem Material basierenden Untersuchung „Typische Fehler in lateinischen Klassenarbeiten des Anfangsunterrichts“⁹ dieses Problem folgendermaßen: „... ein falsch gedeuteter Kasus bedingt zwangsläufig die falsche Zuordnung der übrigen Substantive – z. T. ohne Rücksicht auf ihre Kasusausgänge. Denn noch vermögen die Schüler bedenkenlos jeden Kasus an der Stelle des beliebigen anderen zu werten.“ Das „noch“ im letzten Satz deutet die Hoffnung an, dass dies nur ein Problem des Anfangsunterrichtes sei – die oben erwähnten Erfahrungen aber zeigen, dass die Unsicherheit in der Formenkenntnis im Laufe der Jahre eher zunimmt, weil es in den Kursen zeitlich gar nicht möglich ist, sie durch unablässige Wiederholungsübungen präsent zu halten.

Es gibt in den Kursen der Oberstufe Schüler/innen, die in den „Pubertätsklassen“, wenn ich die 8., 9., 10. je nach individueller Entwicklung

einmal so nennen darf, nicht nur kaum etwas dazugelernt, sondern auch das, was sie am Anfang gelernt hatten, noch vergessen haben, die aber dennoch sachlich an dem Fach interessiert sind, z. T. durchaus auch an den sprachlichen Phänomenen, die für sie einen intellektuellen Reiz bedeuten, auch wenn die dafür eigentlich notwendigen Kenntnisse gering sind. Manchen gelingt es nun, mit der Fähigkeit, Sinnstrukturen zu erkennen, die formalen Defizite auszugleichen. Bei anderen häufen sich kleine Fehler trotz genialer Erfassung des Gesamtsinns, und wenn dann an wichtigen Stellen des Textes durch Verkennung entscheidender morphologischer Zusammenhänge auch der Sinn nicht mehr erfasst werden kann, scheitern sie.

Alles in allem genommen deuten diese Beobachtungen darauf hin, dass die mit einem ungeheuren Zeitaufwand in der Anfangsphase erarbeiteten Formenkenntnisse für die Übersetzungsfähigkeit gar nicht so wichtig sind, wie man gemeinhin annimmt, und vor allem größtenteils schon wieder vergessen sind, wenn die Schüler/innen sie brauchen.

„Brauchen“ – das ist das nächste Stichwort: Nach der Schule brauchen sie – wenn sie nicht Latein studieren – gerade die schwierigen und sehr unübersichtlichen Deklinationsformen niemals wieder. In den romanischen Tochtersprachen sind diese Formen verschwunden und auch in den Sprachen, die das indoeuropäische Kasusystem sehr getreu erhalten haben wie die slawischen und baltischen, weisen diese keine für Schüler/innen erkennbaren Ähnlichkeiten auf. Und wenn die erwachsen gewordenen Lateinschüler/innen dann als Theologen, Archäologen, Mediävisten, Medizin- oder Rechtshistoriker usw. lateinische Texte übersetzen wollen? Da hat nun die Technik gerade wieder neue Fortschritte gemacht. Man braucht nicht mehr vor einem Bildschirm zu sitzen, um die Vokabeln und Formen abrufen zu können – mit der entsprechenden Software, die man sich einmal aus dem Internet auf ein Smartphone (i-Phone oder Android-Handy) herunterlädt,¹⁰ kann man dann auch offline in einer Bibliothek eine lateinische Form eintippen und erhält sofort nicht nur die Wortbedeutungen, sondern auch die Formbestimmungen verlässlicher als es die

Erinnerung auch der besten Lateinschüler/innen bieten kann. Das Problem für die Schüler/innen besteht – wie jetzt schon bei der Wörterbuchbenutzung – in der Fülle der Informationen. Man kann die Sache ja durchaus so sehen, dass die Schüler/innen der früheren Jahre weniger denken mussten. Sie mussten zwar viele Vokabeln im Kopf haben, aber alle die, die nicht zu diesem umfangreichen Lernwortschatz gehörten – und das sind manchmal gerade die Schlüsselwörter eines Textes – wurden kontextgerecht angegeben, ebenso spezielle Bedeutungen von bekannten, aber nicht mit dieser Bedeutung gelernten Wörtern. Das war aber, wenn man in die Zukunft der Schüler/innen blickte, insofern ein kurzsichtiges Verfahren, als sie später, wenn sie als Studenten oder Wissenschaftler einen lateinischen Text übersetzen mussten, solche Hilfen nicht zur Hand hatten und nun mit dem Wörterbuch arbeiten mussten, ohne dies gewohnt zu sein. Und wenn sie nicht täglich mit lateinischen Texten umgingen, verblasste auch ihre umfangreiche Wortschatzkenntnis und vieles, was sie im Abitur noch gewusst hatten, mussten sie nun auch noch nachschlagen. Seit unsere Schüler/innen aber die Wörterbucharbeit gewohnt sind, ist es für sie Routine, die Fülle der Angaben zu gewichten. Dieselbe Situation ergibt sich jetzt auch für die Formen. Das Problem verlagert sich, man muss sie nicht mehr wissen, sondern aus der Vielfalt der bei manchen Formen vorhandenen Möglichkeiten die passende herausfiltern können. Und um auf das „Brauchen“ zurückzukommen: Wir hätten genau das erreicht, was die Schüler/innen heute wirklich brauchen: Die Benutzung von Wörterbüchern und Grammatiken zu beherrschen ist eine wichtige am

Lateinischen zu erlernende Kompetenz für Sprachen, für die man gerade kein App zur Verfügung hat, und vor allem aber für jede wissenschaftliche Beschäftigung mit allen Sprachen.

Wenn wir trotz der Schulzeitverkürzung induktive Grammatik-Erforschung, Sprachreflexion, Rationalisierung und Problematisierung des Übersetzens, Vermittlung von Hintergrundwissen und Textpragmatik, Interesse an fremden Kulturen, Interpretation, Nachdenken über Überzeitlichkeit und Wandel von Werten, Freude an der lateinischen Sprachkunst und kreative Schöpfungen erreichen wollen, können wir es uns einfach nicht mehr leisten, allzu viel Zeit mit dem Formenlernen zu vergeuden und dadurch auch viele interessierte Schüler/innen abzuschrecken oder gar scheitern zu lassen, indem wir so tun, als gäbe es diese Hilfsmittel nicht. Auch die Mathematiker arbeiten nicht mehr mit Logarithmentafel und Rechenschieber. Die von Eikeboom geschilderten Verfahren der Schüler/innen beim Übersetzen zeigen, dass, wenn die Formen nicht mehr geläufig sind, es durchaus nicht notwendig sein wird, bei jedem Wort zum Smartphone zu greifen.

Aber wie könnte der Umgang mit den Formen aussehen? Ich will hier – ohne belastbare praktische Erprobungen vorweisen zu können – ein paar vorläufige Überlegungen zur Diskussion stellen. In den romanischen Sprachen hat im Wesentlichen nicht der Nominativ, sondern der Akkusativ überlebt. Z. B.: „Den spanischen Nomina liegt der Akkusativ zugrunde, da dieser Kasus wesentlich häufiger gebraucht wurde als der Nominativ“.¹¹ Wichtiger noch als die Häufigkeit ist die Funktion des Akkusativ-Objekts in

**Wir nehmen
Ihnen den
Druck ab**

BÖGL
DRUCK GmbH

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

den indoeuropäischen Sprachen, in denen das Wer-wen? das Grundmuster unzähliger Sätze darstellt und auch der Möglichkeit des Wechsels des Akkusativ-Objekts in die Position des Subjektes im Passiv zugrunde liegt.

Nun ist es gerade der Akkusativ, der – wenn man von den Neutra absieht – quer durch alle Deklinationen eine sehr regelmäßige Bildung aufweist, nämlich das *-m* im Singular und das *-s* nach langem Vokal im Plural. So ist, wenn *amicum* bekannt ist, nicht nur *diem* als Akkusativ leicht erkennbar, sondern auch Formen sonst unregelmäßiger Pronomina wie *eum* oder *quem*. Und aus dem Plural auf *-s* hat sich das *-s* als Pluralkennzeichen¹² selbst in unserer heutigen Sprache lebendig erhalten: CDs, Eurobonds.

Aus diesen Gründen halte ich es für sinnvoll, den Schüler/innen die Akkusativ-Formen einzuprägen, da sie häufig genug vorkommen, um automatisiert werden zu können und sofort einen Überblick über die Handlungsstruktur eines Satzes erlauben.

Bei der Konjugation bedeuten die Personalendungen zumindest des Aktivs, die für alle Konjugationen einschließlich der *Verba anomala* und sogar für fast alle Zeiten gelten, kaum Probleme. Sie haben sich auch in den romanischen Sprachen teilweise noch gut erkennbar erhalten. Aber ob eine Form Konjunktiv Perfekt oder Futur II ist oder gar beides sein kann, das könnte man auch bei der Konjugation der Nachfrage beim Smartphone überlassen, wenn es nicht vom Sinne her sowieso ganz klar ist. Und auch bei der Konjugation gilt: Wenn Schüler/innen jetzt auf Anhieb wissen, dass „*deles*“ Indikativ Präsens, „*dedes*“ Futur I und „*des*“ Konjunktiv Präsens ist, dann hilft ihnen das beim Erlernen keiner einzigen anderen Sprache.

Zum Praktischen: So wie Taschenrechner müsste die Schule je nach Umfang des Lateinunterrichts einen oder mehrere Sätze entsprechend programmierter Handys für Klassenarbeiten und Klausuren bereithalten.

Im übrigen ist es nicht nötig, den Lateinunterricht gleich mit dem Smartphone in der Hand zu beginnen. Der Formenreichtum entwickelt sich ja von Lektion zu Lektion erst allmählich. Da ist es genug, die zunächst selbst erstellten kleinen

Tabellen immer weiter zu ergänzen – und aber auch bei Klassenarbeiten zur Hand zu haben. Das wäre der Unterschied zum heutigen Stand. Im weiteren Fortschreiten treten dann Wörterbuch und Grammatik an die Stelle der Anfänger-Listen und, wenn allmählich der Formenreichtum zu unübersichtlich wird, zusätzlich auch das Smartphone, um undurchsichtige Formen schnell bestimmen zu können.

Wir haben in der Morphologie also ein umfangreiches Sparpotential an letztlich sinnlosem Auswendiglernen.¹³ Ohne drastische Streichungen von Lernstoff werden wir die eigentlichen Leistungen unseres Faches verkümmern lassen müssen. Und dann stellt sich wirklich die Frage: Wozu noch Latein?

Anmerkungen:

- 1) Wer die Anekdote nicht kennt, gebe in eine Suchmaschine „*quale vinum tale latinum*“ ein!
- 2) Rogier Eikeboom, Rationales Lateinlernen, Göttingen 1970, S. 36f.
- 3) Um einer Klausur entsprechende Bedingungen zu gewähren, durften die Kurs-Schüler/innen ein Wörterbuch benutzen.
- 4) Die meisten Schüler/innen haben mit Klasse 7 begonnen, manche aber auch mit der 9.; in den Kursen waren 11. und 12. Jahrgänge gemischt.
- 5) a. a. O. S. 39.
- 6) a. a. O. S. 51.
- 7) a. a. O. S. 53.
- 8) a. a. O. S. 54.
- 9) AU XIII 1970/4, S. 115f.
- 10) z. B. „*Navigium*“ von Karl und Philipp Niederau (www.navigium.de).
- 11) Wolfgang Matheus, Latein – Brücke zu Spanisch in: Werner Nagel u. a., Latein – Brücke zu den romanischen Sprachen, Bamberg 1997, S. 131.
- 12) Im Spanischen auch bei Wörtern, die aus der a-Deklination (*las palmas*) oder o-Deklination stammen (*los amigos*); entsprechend im Französischen und Portugiesischen. Im Italienischen dagegen haben sich die Plural-Endungen des Nominativs der a/o-Deklination auch bei den Wörtern aus den anderen Deklinationen durchgesetzt (*i monti*).
- 13) Auch beim Vokabel-Lernen gibt es unter den heutigen technischen Bedingungen Sparpotential, s. „Besinnung auf das Kerngeschäft“ in FC 3/2006 S. 176ff.

DIETRICH STRATENWERTH, Berlin

Kongruenztest

Ist es sinnvoll, die Formen der Substantive und Adjektive zu wiederholen?

Betrachten Sie die folgenden lateinischen Ausdrücke, die aus je drei Wörtern bestehen! Davon stimmen jeweils zwei in Kasus, Numerus und Genus überein (Kongruenz). Das können zwei nebeneinander stehende Wörter sein, es können aber auch das jeweils erste und dritte zusammengehören (Hyperbaton). Unterstreichen Sie in jedem Ausdruck die beiden in Kongruenz stehenden Wörter!

Schreiben Sie bitte darunter die Noten Ihrer beiden letzten Klassenarbeiten / Schulaufgaben / Klausuren! Wenn es dabei eine eigene Note für den Übersetzungsteil gibt, dann bitte diese „Übersetzungsnote“!

- 1) *poetae opera nova*
- 2) *multis consulis laboribus*
- 3) *leonis magni virtutes*
- 4) *maiorum mortuorum sepulcrum*
- 5) *oratio praeclaro senatori*
- 6) *lapide necate amice*
- 7) *vetera carmina terra*
- 8) *arbor fecunda agricolae*
- 9) *celeritas novas vias*
- 10) *boni facultates viri*
- 11) *multas res aestas*
- 12) *quaestori clarissimi amici*
- 13) *villa praeclari imperatoris*
- 14) *virtus optimus senator*
- 15) *pessimis hominis vitiis*
- 16) *pondus magnum lapidis*
- 17) *flos istos fluvios*
- 18) *natio novo tribuno*
- 19) *pulchra fratris amica*
- 20) *filius illius viri*

Die Noten meiner beiden letzten Klassenarbeiten / Schulaufgaben / Klausuren waren:

...../.....

(Wenn es dabei eine eigene Note für den Übersetzungsteil gibt, dann bitte diese „Übersetzungsnote“!)

Die **Pegasus-Onlinezeitschrift Nr. 1/2011** (<http://www.pegasus-onlinezeitschrift.de/>) bietet auf 170 pdf-Seiten ausgesprochen wichtige fachdidaktische Beiträge zum gegenwärtigen Lateinunterricht: ANJA BUHL, „Sprechen über Sprache – ein Beispiel für eine kompetenz-orientierte Unterrichtssequenz im Lateinunterricht der Jahrgangsstufe 7“ (S. 1-30) – Anja Buhls Artikel bietet eine von der Autorin geplante und durchgeführte Unterrichtssequenz im Fach Latein für die 7. Klasse einer Gesamtschule. Hauptziel war die Förderung der metasprachlichen Kompetenzen, welche in Form eines „Tandembogens“ erreicht werden sollte, und zwar bei der Durchnahme des Acl und des Dativs. Besondere Berücksichtigung fanden bei der Planung die Kriterien eines kompetenzorientierten Unterrichts. – SABINE DOFF / ANNINA LENZ, „Ziele und Voraussetzungen eines fächerübergreifenden Fremdsprachenunterrichts am Beispiel von Englisch und Latein“ (S. 31-49) – Der Artikel von Sabine Doff (Bremen) und Annina Lenz (Bremen) thematisiert den fächerübergreifenden Fremdsprachenunterricht am Beispiel der Kooperation von Englisch und Latein, wobei er zunächst auf die Bedeutung der beiden Sprachen in der Geschichte Europas eingeht; anschließend wird für eine intensivere Verbindung der Schulfächer Englisch und Latein argumentiert. Dabei sollen die Förderung der Mehrsprachigkeit und des lebenslangen Sprachenlernens im Vordergrund stehen, was mit Hilfe von Beispielen aus der Unterrichtspraxis untermauert wird. – P. KUHLMANN, „Das Lateinportfolio – neue Wege zum eigenverantwortlichen Lernen“, (S. 50-68) – Ausgehend von Europäischen Sprachenportfolios, die im modernen Fremdsprachenunterricht angewandt werden, stellt Peter Kuhlmann (Göttingen) ein Portfolio für den Lateinunterricht vor, das sich zum einen an den Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen orientiert, zum anderen aber auch didaktische Besonderheiten aufweist. Diese Besonderheiten zielen auf ein speziell für die alten Sprachen entwickeltes Konzept ab, das laut Autor in didaktischer Hinsicht die neusprachlichen

Portfolios übertrifft. – TUULIA M. ORTNER, „Der Latein-Effekt – Schult Lateinunterricht die kognitiven Fähigkeiten?“ (S. 69-81) – Ein nicht selten verwendetes Argument für den Lateinunterricht lautet, dass Latein das logische Denken fördere. In dem vorliegenden Beitrag beschreibt Tuulia M. Ortner (Berlin) die Auswirkungen von Lateinunterricht auf die kognitiven Fähigkeiten von Schülern der 11. Klasse und kommt zu dem Ergebnis, dass zurzeit keine psychologischen Studien vorhanden sind, die zeigen, dass das Lateinlernen das logische Denken beeinflusst. Jedoch konnten die durchgeführten Studien Effekte auf sprachliche Fähigkeiten nachweisen. – LENA PEILICKE, „Viel allein hilft nicht viel – Eine Analyse der lateinisch-englischen Wortverweise in Unterrichtswerken für den Latein- und Englischunterricht“ (S. 82-101) – Lena Peilicke (Berlin) analysiert in ihrem Artikel die lateinisch-englischen Wortverweise in Unterrichtswerken für den Latein- und Englischunterricht. Sie belegt, dass dies bisher in unterschiedlichem Maße erfolgt ist. Darüber hinaus untersucht sie, an welchen Stellen dies sinnvoll oder auch kontraproduktiv wirkt und wie die verschiedenen Sprachfächer aufeinander abgestimmt sind. – KATRIN SIEBEL, „Lateinischer Wortschatz als Brücke zur Mehrsprachigkeit? Eine Durchsicht des Aufgabenspektrums aktueller Lateinlehrwerke“ (S. 102-132) – Der Artikel von Katrin Siebel (Berlin) versteht sich als ein Beitrag zur mehrsprachigen Wortschatzarbeit aus der Perspektive der Lateindidaktik. Nach theoretischen Vorüberlegungen, welche curriculare Vorgaben und entsprechende Bewertungskriterien miteinbeziehen, folgt eine Analyse der sprachenübergreifenden Übungen innerhalb der Lehrwerke. Dabei werden Übungstypologien herausgearbeitet und in Hinblick auf ihre Funktionalität betrachtet. Ein Resümee und Optimierungsvorschläge bilden den Abschluss des Artikels. – TH. WIRTH, „Unfaire Latein-Kritik“ (S. 133-140) – Theo Wirth (Zürich) greift in seinem Artikel die Kritik von ELSBETH STERN auf, die behauptet, dass der Lateinunterricht bei dem Erwerb weiterer Fremdsprachen nicht hilfreich

und auch aus einigen weiteren Gründen nutzlos sei. Wirth versucht dies zu widerlegen und wirbt vielmehr für eine engere Zusammenarbeit der verschiedenen Sprachfächer. – R. LAMP, „William Fynderne, † 1444, & Ehefrau Elizabeth Kyngeston – St. Mary's, Childrey, Berkshire“ (S. 141-171) – Reinhard Lamp (Hamburg) bietet eine ausführliche Beschreibung, Analyse und Interpretation einer Grabplatte mit mittellateinischen Inschriften aus Berkshire, Südengland. Ausgehend vom Abrieb der Grabplatte werden die grafischen und sprachlichen Schwierigkeiten der Inschriften des 15. Jahrhunderts eingehend erläutert und die stilistische Gestaltung des Textes im historischen Kontext dargestellt.

Drei Hefte der Zeitschrift **Gymnasium** sind hier vorzustellen. **Heft 118/3 (2011)** versammelt folgende Beiträge: H. FLASHAR: „Inszenierung der Antike. Supplement I“, 211-235, Hellmut Flashar hat in seinem 2009 in zweiter, erweiterter Auflage erschienenen Buch „Inszenierung der Antike“ die Präsenz des antiken Dramas auf der öffentlichen Bühne an signifikanten Inszenierungen bis einschließlich 2007 verfolgt. Da weiterhin insbesondere die griechische Tragödie unvermindert auf den Spielplänen unserer Bühnen steht, nicht jedoch in kurzen Abständen Neuauflagen des Buches erwartet werden können, wird Hellmut Flashar in dieser Zeitschrift von Zeit zu Zeit über die weitere Entwicklung berichten und damit sein Buch aktualisieren. – A. KLINGENBERG: „Bonum oder malum exemplum?“ 237-256. Historische Beispiele waren bei den Römern ein wichtiges Argumentationsmittel. Solche *exempla* dienten etwa zur Veranschaulichung von Normen und Verhaltensrichtlinien, zur Untermauerung einer Aussage und als Argument im politischen Diskurs. Wurden hauptsächlich Römer als Beispiel verwendet, so zog man manchmal auch prominente auswärtige Personen heran. Am Ende der römischen Republik und zu Beginn des augusteischen Principates taucht der makedonische König PHILIPP II. als historisches Beispiel auf, an dem nicht nur wie bei gewöhnlichen *exempla* bestimmte Verhaltensrichtlinien oder Tugenden demonstriert wurden. Vielmehr wird gerade mit diesem Beispiel eine darüber hinausgehende politische Aussage verbunden. – M. JEHNE: „Cae-

sars Rolle im Geschichtsprozess“, 257-276. Die Forschung zu CAESARS Einwirken auf den Verlauf der römischen Geschichte wird in Auswahl nachgezeichnet. Lange Jahre stand die 1953/4 von HERMANN STRASBURGER und MATTHIAS GELZER diskutierte Frage im Vordergrund, ob Caesar ein Staatsmann war, d. h. ob er über persönliche Vorteile hinaus die Verbesserung der Lage des Gemeinwesens als Ziel vor Augen hatte und bewusst Schritte einleitete, um dieses Ziel zu fördern. Diese Frage wurde zuletzt meist negativ beantwortet, so dass jetzt eher das Problem im Zentrum steht, inwieweit Caesar infolge seiner Durchsetzungsbereitschaft und Fixierung auf die eigene Ehre den Niedergang der römischen Republik erheblich beschleunigte und ob er damit einen unvorhersehbaren Zufall verkörperte, der den Geschichtsprozess intensiv beeinflusste. – Verwiesen sei auch auf folgende Rezensionen: B. LIEBERMANN: M. Kienpointner: „Latein-Deutsch kontrastiv. Vom Phonem zum Text“, 291-292. – J. FISCHER: Chr. Marek: „Geschichte Kleinasien in der Antike“, 296-297. – U. LAMBRECHT: A. Kolb (Hrsg.): „Augustae. Machtbewusste Frauen am römischen Kaiserhof?“ 299-301. – H. BRANDT: K. M. Girardet: „Der Kaiser und sein Gott. Das Christentum im Denken und in der Religionspolitik Konstantins des Großen“, 301-302. – I. KÖNIG: M. Meier, S. Patzold: „August 410 – Ein Kampf um Rom“, 302-304.

In **Gymnasium, Heft 118/4 (2011)** findet man folgende Beiträge: R. BICHLER: „Die Fahrt zu den Grenzen der Erde. Von Herodot bis zur Alexander-Historiographie“, 315-344. Im Zentrum der Betrachtung stehen Berichte von Entdeckungsfahrten, die an die Randzonen der Oikumene vorstießen bzw. vorgestoßen sein sollen. Für sich betrachtet stellt sich bei jedem dieser Berichte die Frage nach seiner Authentizität etwas anders, wobei in der Forschung eine Tendenz dahin geht, möglichst viel an historischer Realität hinter manch literarischen Überhöhungen oder Verformungen dingfest zu machen. Betrachtet man indes die hier vorgestellten Berichte in einem größeren Zusammenhang, wird die Problematik einer reinlichen Scheidung zwischen *fact* und *fiction* deutlicher sichtbar. M. E. führt das Gros dieser Berichte aus dem Bereich realer Erfahrung

in Randbereiche der Welt, die nur mehr durch theoretisch fundierte Spekulationen erschlossen werden, wobei die Übergänge fließend sind. Die Frage nach der Authentizität dieser Fahrten-Geschichten lässt sich daher kaum eindeutig klären. Doch gewinnt ihre Betrachtung damit nur an Reiz. – J. HINDERMANN: „Verliebte Delphine, schwimmende Inseln und versiegende Quellen beim älteren und jüngeren Plinius“, 345-354. PLINIUS DER ÄLTERE wird in den *Epistulae* des JÜNGEREN PLINIUS als literarisch und politisch unermüdlich tätiger Mann mit vorbildlichem Lebenswandel beschrieben, der sowohl dem Leser als auch dem Verfasser der Briefe als *exemplum* dient. Während der Fokus der Forschung bis dato auf der Darstellung des älteren Plinius durch seinen Neffen lag, wird in diesem Beitrag untersucht, wie das literarische Werk des älteren auch die Themenwahl des jüngeren Plinius prägte. Es soll gezeigt werden, dass der jüngere Plinius selbstbewusst zum Vergleich mit seinem Onkel herausfordert, indem er mit seinem Delphin-Brief (9,33) und zwei Briefen über Naturwunder (die Quelle am *Lacus Larius* 4,30 und die schwimmenden Inseln auf dem *Lacus Vadimonis* 8,20) *mirabilia* aufgreift, die auch in der *Naturalis historia* erwähnt, in den *Epistulae* aber passend zur literarischen Gattung Brief poetisch um- und neu gestaltet werden. – E. M. STERN: „Zu Martial 14,94. Überlegungen eines Glasbläfers“, 355-389. In diesem Beitrag wird eine neue Deutung von MARTIAL 14,94 vorgeschlagen. Die *calices audaces* werden als Glasgefäße identifiziert, deren Gestalt eine Herkuleskeule nachahmt. Zu den linguistischen Ergebnissen gehören das Aufzeigen einer noch nicht belegten Bedeutung des Verbums *ardere* sowie die Erkenntnis, dass die im *Oxford Latin Dictionary* für das Wort *audax* vorgeschlagene, nur an dieser Stelle vorkommende Bedeutung „billig, wertlos“ aus dem Lexikon gestrichen werden sollte. Das bisher von allen Interpreten bei der Erklärung zu Hilfe gezogene Gedicht Martial 12,74 hat nichts mit 14,94 zu tun und ist in diesem Zusammenhang eher irreführend. – B. ZIMMERMANN: „Dionysos in der Polis. Zur kultischen und politischen Dimension der griechischen Tragödie“, 371-382. – W. RAECK: „Ilios als Stein des (Denk-) Anstoßes. Bemerkungen zu

Frank Kolbs Buch ‚Tatort Troia‘“, 383-389. – CHR. REITZ: „Zwei neue Bücher zu antiken Fachtexten“, 391-396. – An Rezensionen liest man u.a. von K. PIEPENBRINK: Chr. Gnilka, S. Heid, R. Riesner (Hrsgg.): „Blutzeuge. Tod und Grab des Petrus in Rom“, 414-415. – U. HUTTNER: J. Dresken-Weiland: „Bild, Grab und Wort. Untersuchungen zu Jenseitsvorstellungen von Christen des 3. und 4. Jahrhunderts“, 415-417.

Das jüngste **Heft 118/5 (2011)** bringt Beiträge von S. MÜLLER: „In Abhängigkeit von Alexander. Hephaistion bei den Alexanderhistoriographen“, 429-456. Von HEPHAISTION, dem besten Freund ALEXANDERS D. GR. und einem seiner höchsten Offiziere, werden verschiedene Charakterzeichnungen bei den Alexanderhistoriographen überliefert, die primär vom Urteil der einzelnen Autoren über Alexander abhängig sind. Es gilt daher, diese unterschiedlichen Porträts Hephaistions und ihre Hauptmotive, die Charakterisierung als Alexanders Jugendfreund, Alter Ego und Patroklos im Rahmen einer Achilleus-*imitatio*, kritisch zu hinterfragen und auf dieser Basis auch das vorherrschende Forschungsurteil zu überdenken. – E. KRAGGERUD: „Der Friedensgedanke des Anchises: Zu Aeneis 6,852“, 457-462. – W. SUERBAUM: „Neun Jahre Liebe im Untergrund bei Tacitus, Cassius Dio und in Plutarchs *Amatorius*. Zu einem Vorverweis in Tacitus' *Historiae* 4,67,2“, S. 463-482. Tacitus verweist *hist.* 4,67,2 in seiner Schilderung des Bataver-Aufstandes im J. 70 n. Chr. voraus auf das Ende eines der Rebellen, des keltischen Lingonen-Fürsten JULIUS SABINUS, das er *suo loco* darstellen werde. Dieser habe nämlich, nicht zuletzt durch die Hilfe seiner Frau, noch 9 Jahre in einem unterirdischen Versteck überleben können. Leider ist Tacitus' Behandlung des Jahres 79, zusammen mit mehr als zwei Dritteln der *Historiae*-Bücher, untergegangen. Aber da Tacitus seine erzähltechnischen Vorverweise, soweit wir das nachprüfen können, immer einlöst, dürfen wir nach Überlieferungen suchen, die Ersatz bieten. Das sind CASSIUS DIO 66,16,1-2 (mit 66,3,1-3) und vor allem PLUTARCHS ‚Gespräch über die Liebe‘ (*Amatorius*), dessen Kapitel 25 romanhafte Einzelheiten über neun Jahre Liebe im Untergrund enthält, die aber auf einen eben dort geborenen Sohn des Sabinus zurückzugehen

scheinen. – BENEDIKT SIMONS: „Kaiser Julian, Stellvertreter des Hilios auf Erden“, 483-502. Kaiser JULIAN (361-363 n. Chr.) war nicht nur Vertretern des Christentums verhasst, sondern auch heidnischen Zeitgenossen suspekt. Diese Differenzen beruhten auch auf unterschiedlichen Vorstellungen von der Herrscherrolle: Gegenüber dem Bild, das die Öffentlichkeit von der Führungsfigur des Kaisers entwickelt hatte, wird Julian von Zeitgenossen wie von der modernen Forschung das Leitbild eines „Philosophen auf dem Kaiserthron“ unterstellt. Vor diesem Hintergrund untersucht der Beitrag Julians kaiserliches Rollenverständnis, wobei das Zentrum der religiös anmutende Hymnus an Hilios bildet. Julians Leitbild ist eine neuplatonisch-heidnische Analogie zum christlichen bei EUSEBIOS VON CAESAREA, die sich schlüssig in Julians Gesamtkonzept einer heidnischen Staatskirche einfügt, aber den Zeitgenossen verschlossen blieb.

Die „Geschichte der Unterwasserarchäologie“ und aktuelle Forschungsprojekte der Disziplin stehen im Mittelpunkt der Zeitschrift **Antike Welt**, Heft 3/2011. Tauchgänge in die Vergangenheit und Ausgrabungen unter Wasser gehören zu dem Faszinierendsten, was die Archäologie zu bieten hat. Grabungen unter Wasser gehorchen zwar anderen Gesetzen als Grabungen an Land, und dennoch müssen trotz Schwerelosigkeit die wissenschaftlichen Vorgaben an Dokumentation, Sorgfalt und Konservierung gewahrt bleiben. H. G. MARTIN führt in diese faszinierende Wissenschaft ein, erläutert die Entwicklung und wichtige Methoden: „Streiflicht Unterwasserarchäologie – Graben und Forschen am Meeresgrund“ (8-12). – Von den weiteren Artikeln ist zu nennen: „Torreaccia di Chiusi“ – Eine römische Villa im Wandel der Zeit“, von M. CAVALIERI, ALESSANDRA GIUM-LIA-MAIR und J. HAMACHER. Ein römisches Landgut in der Toskana, das auch nach dem Ende der Antike ein wechselvolles Fortleben aufwies, wird uns von einem internationalen Projektteam vorgestellt, dessen Ausgrabungen unerwartete Ergebnisse zu Tage förderten. – In einem ‚Spezial‘ geht es um eine Stadt in der heutigen Türkei, über die Dank aktueller Grabungen unser Wissen in den letzten Jahren beträchtlich gewachsen ist: „Erste Stadt Pisidiens, Freund und Bundgenosse

der Römer‘ – Neue Forschungen in Sagalassos“, von M. WAELKENS. – Das Roemer- und Pelizaeus-Museum in Hildesheim wird in diesem Jahr 100 Jahre alt. Das bedeutende Museum mit seiner ägyptischen Sammlung von Weltruf lockte mit neuen Angeboten und der großen Sonderausstellung „Giza – Am Fuß der großen Pyramiden“ (16.04. - 21.08.2011). Dazu: BETTINA SCHMITZ: „Berlins ‚treffliche jüngere Schwester‘. 100 Jahre Pelizaeus-Museum in Hildesheim“, 84-87. – Herodot und die Carmina Burana zieht K. BARTELS heran in der Rubrik „Zitate aus der alten Welt“ mit Blick auf „Die Rota Fortunae. ‚Es gibt einen Kreislauf der Menschendinge ...‘“ (S. 95).

Im Heft 4/2011 der Zeitschrift **Antike Welt** stehen „Die Wissenschaften in der Antike“ im Mittelpunkt. Das Titelthema möchte den Wurzeln unserer Wissensgesellschaft auf den Grund gehen. Namhafte Autoren stellen die revolutionären Entdeckungen des Altertums vor, die unsere Vorstellungen von der Erde und dem Weltall zum Teil bis heute prägen und unverzichtbare Grundlagen für die moderne Forschung darstellen. Dass man bereits in der Antike über Atomphysik diskutierte, mag überraschen. Welchen unsichtbaren, unveränderlichen Bausteinen der Materie die Naturphilosophen Griechenlands auf der Spur waren, schildert der Schweizer Altphilologe A. STÜCKELBERGER: „Die griechischen Gelehrten und ihre antike Atomphysik“ (8-14). – In die Welt der Pflanzen nimmt uns MECHTHILD SIEDE mit: Sie macht uns in ihrem Beitrag „Die Pflanze ist ein mannigfaltig Ding“ – Die antike Botanik des Theophrast“ (15-19) mit dem aktuellen Forschungsstand über den „Vater der Botanik“, THEOPHRAST VON ERESOS, bekannt, der die Pflanzenkunde auf eine wissenschaftliche Grundlage stellte. Der Wissenschaftshistoriker F. KRAFFT stellt uns die orientalischen Grundlagen der Astronomie und die darauf zum Teil aufbauenden Entdeckungen der griechischen Astronomen und Philosophen vor: „Den Bewegungen der Gestirne auf der Spur – Die mathematisch-physikalischen Grundlagen antiker Astronomie“ (20-31). Zwei weitere Beiträge zur antiken Medizin und Mathematik stehen kostenlos zum Download bereit. Mit der „Erfindung der Mathematik“ (S. 2-6) macht uns M. FOLKERTS vertraut. Die griechische Medizin

und ihre Einordnung zwischen Wissenschaft und religiösen Vorstellungen stellt uns der Medizinhistoriker K.-H. LEVEN vor „Heilkunde zwischen Hippokrates und Heilgott“ (S. 1-3). Beide Texte finden Sie in der Leseprobe unter <http://www.zabern.de/media/23/Titelthemen%20Folkerts%20und%20Leven%20ANTIKE%20WELT%204-2011.pdf>. – Weitere Beiträge sind: „Aphrodisias – Topographie und Siedlungsgeschichte einer karischen Stadt“ (im Südwesten der Türkei) von W. LETZNER (38-48). – Die dunklen Seiten einer Welt ohne Gewaltenteilung beschreiben P. JUNG und ROMINA SCHIAVONE: „Auf der Spur des Verbrechens – Kriminalität im Römischen Reich“, 58-61. Vgl. dazu die Ausstellung im Archäologischen Park Xanten: „Gefährliches Pflaster. Kriminalität im Römischen Reich“: Überfälle und Einbrüche, Mord und Totschlag, Diebstähle und Betrügereien aller Art waren in der Antike keine Seltenheit. Vom 8. Juli 2011 bis 12. Februar 2012 zeichnet die Sonderausstellung im LVR-RömerMuseum das Bild einer Epoche voller krimineller Umtriebe. Dazu gibt es ein umfangreiches Begleitprogramm, vgl. Webaufttritt des APX unter <http://www.apx.lvr.de/willkommen/> – Hervorzuheben ist noch ein Beitrag über das Ephesos-Museum in Wien: „Kleinasiatische Schätze im Herzen Wiens. Vor mehr als hundert Jahren entstand die Sammlung zu einer der bedeutendsten Städte der Antike“ (84-87), ferner von K. BARTELS: „Ubi bene, ibi patria. Ein Wort für den Jetset“ (97).

„Unter der Herrschaft der Perser: Israel erfindet sich neu“ ist das Thema der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel** Heft Nr. 61, 3/2011. In den 200 Jahren des persischen Weltreichs – 539 bis 333 v.Chr. – stellen sich für die Bibel und für das Judentum entscheidenden Weichen. Der Perserkönig KYRUS hatte den Judäern im Babylonischen Exil per Edikt erlaubt, in ihre Heimat Juda und die in Trümmern liegende Stadt Jerusalem zurückzukehren – der eigene Staat und der Tempel waren verloren. In dieser Situation erfindet sich die jüdische Glaubensgemeinschaft neu, sie diskutiert über Gott und die Schriften der Tora und die gemeinsamen Feste werden zum Mittelpunkt der Gottesbegegnung. Erzählungen, die bis dahin mündlich kursierten, werden gesammelt, neu gedeutet und aufgeschrieben.

Unter dem Einfluss der religionspolitisch toleranten Perserkönigen entsteht ein beachtlicher Teil der Bibel. Aus der Fülle der Artikel seien genannt: TH. WILLI, „Kyrus der Große. Der persische Großkönig, ein babylonischer Tonzyylinder und der Wiederaufbau des Jerusalemer Tempels“ (42-47). – S. GRÄTZ, „Neue Fragen – neue Antworten. Biblische Literatur der persischen Epoche“ (48-53). – TH. HIEKE, „Auferstanden aus Ruinen. Wie die Bücher Esra und Nehemia die Geschichte von 458 bis 445 v. Chr. erzählen“ (54-58). – W. ZWICKEL untersucht die Lebensalter der Könige von Juda und Israel und schließt daraus auf das durchschnittliche Lebensalter in der antiken Welt („Alt werden in Israel“, 76f.). Er kommt auf 46 Jahre, wobei man bei der normalen Bevölkerung von einer geringeren Lebenserwartung ausgehen müsse. „Dies bestätigen Auswertungen römischer Grabinschriften und antiker Papyri aus dem gesamten römischen Reich. Fast 50 % der Neugeborenen starben im ersten Lebensjahr. Danach stieg die Lebenserwartung auf durchschnittlich 32 Jahre, doch konnte ein 20-Jähriger durchaus hoffen, weitere 28 Jahre zu leben. Über 40-Jährige stellten im römischen Reich gerade einmal 25 % der Gesamtbevölkerung. Über 60 Jahre erreichten nur 2,2 % der Bevölkerung, über 70 Jahre nur 0,76 %, und über 80 Jahre gerade einmal 0,12 %.“ (a. a. O. 77).

Im Heft Nr. 62, 4/2011 von **Welt und Umwelt der Bibel** stehen „Bedeutende Orte der Bibel“ im Zentrum. Zugleich feiern die Herausgeber mit dieser Jubiläumsausgabe das 15-jährige Bestehen der Zeitschrift. Mose am Gottesberg, die Arche Noah am Ararat, Jesu Geburt in Betlehem ... die Verfasser der biblischen Texte verankern die Erzählungen bewusst an konkreten Orten. Berge, Brunnen, Wüsten oder Seen haben oftmals eine eigene theologische Bedeutung. Die Spuren dieser Orte zu suchen und zu erforschen ist bis heute ein spannendes Unterfangen – sowohl archäologisch als auch exegetisch. Die Jubiläumsausgabe von „Welt und Umwelt der Bibel“ stellt deshalb besonders faszinierende Orte der Bibel vor. Aus einer großen Zahl von Beiträgen nenne ich: „Warum heute zu biblischen Orten reisen?“ von G. RÖWEKAMP (2-5). – „Das Onomastikon des Eusebius als erste Sammlung biblischer Orte“,

von G. RÖWEKAMP (6f.) „Bethlehem. Heimat von Königen und Hirten“, von BARBARA LEICHT (40f.) – „Jerusalem. Die Stadt des einen Gottes“, von O. KEEL (42-47). – „Ninive. Die große Stadt am Tigris“, von ESTELLE VILLENEUVE (48-51). – „Babylon. Die Stadt des Exils“, von E. VILLENEUVE, HELGA KAISER (52-55). – „Ephesus. Christusbewunderung am Ort des Weltwunders“, von E. VILLENEUVE, W. BAUR (64-67). – „Korinth. Wo Urchristen stritten“, von H. KAISER (68f.).

Frühjahr 2011 als Erscheinungsdatum trägt das **Heft 12, 2011** (236 Seiten) der Zeitschrift **Pro Lingua Latina** des Aachener Vereins zur Förderung der Lateinischen Sprache in Schule und Öffentlichkeit (vgl. <http://www.pro-lingua-latina.de>). Herausgeber ist Dr. HERMANN KRÜSSEL, Lehrer am Bischöflichen Pius-Gymnasium, der zahlreiche Autoren jeden Alters für die Mitarbeit zu begeistern weiß und selbst unübertrefflich ist, etwa bei der Produktion von Chronogrammen und bei seinen Ausflügen in die Regionalgeschichte auf der Basis lateinischer Quellen. Die Fülle der Beiträge ist gar nicht vollständig wiederzugeben (ich habe z. B. schon mehrere Klassenarbeiten mit lateinischen Inseraten aus Pro Lingua Latina bestückt), deshalb nur eine Titelauswahl: Natürlich beginnt es mit „Chronogrammata 2011“, es folgen kleinere Rezensionen (etwa Band 15 der *Noctes Neolatinae* von H. KRÜSSEL über „*Napoleo Latinitate vestitus*. Napoleon Bonaparte in lateinischen Dichtungen vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts“, erschienen 2011 im Verlag Olms, oder das Bändchen „O Täler weit ... *o valles patulae. Florilegium Eichendorffianum. Carmina selecta Josephi de Eichendorff transtulit in linguam Latinam* ANNA ELYSIA RADKE, 2010 – zu bestellen für zwei Euro + 1.45 Euro Porto bei PLL: heckelen-kruessel@web.de), „Überlegungen zum Zusammenhang zwischen antiken Staatsformen und ihrem Steuersystem“ von S. GÜNTHER mit dem Titel „Die Steuern sind die Nerven des Staates“ (27-38). LAURA LENNARTZ (Klasse 6c) gibt das Lehrbuchkapitel Felix 10 „Aufs Kapitol zu den Göttern“ auf Öcher Platt wieder (S. 36), ihr Mitschüler F. M. BAUTISTA überträgt Kap. 11 ins Spanische. TH. RITTMANN stellt seinen Beitrag für das *Certamen Carolinum* vor: „Ist Zeit eine

Illusion? Das Wesen der Zeit in Augustinus' *Confessiones* im Lichte der modernen Wissenschaft“ (41-48). Es folgen Auszüge aus mehreren Facharbeiten über NAPOLEON BONAPARTE. H. KRÜSSEL begibt sich auf die Suche nach dem ältesten Chronogramm „Das Geheimnis des Tassilo-Kelches“ (72-81). Es folgt eine ganzseitige Anzeige einer Aachener Firma, die „Chronogrammgläser“ herstellt (vgl. <http://www.moench-ac.de/html/chronogramme.html>) – eine exzellente Geschenkidee! In weiteren Artikeln geht es um „400 Jahre Schulgeschichte Aachens“, um Spuren des Holländischen Krieges („Bonn und Maastricht im Kriegszustand“), um Chronogramme auf Münzen („Numismatische Chronogrammatik“), immer wieder um interessante Wettbewerbsbeiträge, z. B. Filmdrehbücher, von Schülerinnen und Schülern, um lateinische Inschriften und „die Kunst, lateinische Inschriften zu lesen“, um die „*Lingua Latina Hodierna*“ („Aktives Latein“, von CHR. SCHMITT, Bonn; S. 154-163), um VERGIL und die Musen auf einer tunesischen Briefmarke, um Reiseberichte, denn der Verein PLL unternimmt attraktive Reisen zu Römerstätten, schließlich gar um „Die Fußballweltmeisterschaft 2010 in Chronogrammen“ (182-195), es folgt „Horaz Ode I,22 in drei Sprachen“, nämlich in Latein, Deutsch und Öcher Platt. Damit ist der Leser noch nicht am Ende angelangt; es folgen noch „Deutsche Epigramme. Aus dem Schatzkästchen von Frau UTA VON DELIUS“ sowie ein „Rück- und Vorausblick auf erwähnenswerte Tage“ in lesenswerten lateinischen Epigrammen (214-223). Das Buch ist in einer Auflage von 700 Exemplaren erschienen. Glücklicherweise, wer eines davon besitzt!

Im **Mitteilungsblatt des Förderkreises Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung e. V.** (ISSN 1860-3084), **22,2011,1** stößt man auf den Seiten 14-40 auf einen Vortrag von A. FRITSCH über „Friedrich Gedike als Dichter und Übersetzer“. GEDIKE ist ein bedeutender Wegbereiter der preußischen Reform des Bildungswesens, 1754 im Dorf Boberow (heute ein Ortsteil von Karstädt) geboren, wo die Erinnerung an diesen verdienten Schulmann bei einem jährlich wiederkehrenden Gedenktag in bemerkenswerter Weise wach gehalten wird. Andreas Fritsch hat sich dabei in mehreren Vorträgen von verschied-

denen Seiten her Leben und Wirken des Friedrich Gedike genähert und hat auch am 25.09.2008 die Festrede bei der Namensgebung eines Gymnasiums in Perleberg gehalten, das seither den Namen Friedrich-Gedike-Oberschule trägt. Vgl. FC 3/2008, S. 166-179.

JOSEF RABL

(Die Auswertung der Mitteilungsblätter der einzelnen Landesverbände des DAV sowie der österreichischen Zeitschriften *Ianus* und *Circulare* musste aus Platzgründen auf das Heft 1/2012 verschoben werden. *Die Red.*)

Besprechungen

Die Rezeption der antiken Literatur. Kulturhistorisches Werklexikon hg. v. Christine Walde (*Der Neue Pauly. Supplemente* 7). Stuttgart, Weimar 2010 (J. B. Metzler), 1276 Sp., EUR 179,95 (ISBN 978-3-4760-2034-5).

Wieder ist ein Supplementband des Neuen Pauly erschienen. (Zu Bd. 2, 4 und 5 s. AAHG 64, 2011, H. 1; zu 5 auch: IANUS 32, 2011, H.1.) Er ist der Rezeption von Werken der antiken Literatur gewidmet, die, z. T. mit Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag tradiert worden sind und Grundlage neuer Werke der Literatur, der Kunst, der Musik, von Filmen und Hervorbringungen „populärer Kultur“ (gemeint sind Computerspiele, eine kanadische Sexspielzeug-Firma „Priape“ u. a.) geworden sind. Um es gleich vorwegzunehmen: Der Band bietet, nach Stichproben zu urteilen, durchweg zuverlässige und gut lesbare Information; im folgenden mitgeteilte kritische Bemerkungen sind als Hinweise für eine wünschenswerte Neuauflage gedacht. Die Herausgeberin, Professorin der Klassischen Philologie an der Universität Mainz, hatte rund 100 antike Literaturwerke dafür ausgewählt. Den Grundstock bildete die „griechisch-römische Literatur mit Schwerpunkten auf der paganen Zeit bis etwa 250 n. Chr.“ EGERIA (4. Jh. oder später) ist nicht die einzige Ausnahme; AUGUSTINUS, für den sich kein Bearbeiter fand, fiel ebenso aus diesem Zeitrahmen. Verfasst sind die Artikel von etwa 70 WissenschaftlerInnen aus 12 Ländern – eine wichtige Voraussetzung dafür, dass die Rezeption z. B. auch in skandinavischen, slawischen, arabischen und anderen Kulturen erfasst ist. (Fremdsprachige Beiträge sind ins Deutsche übersetzt.) Berücksichtigt ist die Antikerezeption bis in die allerjüngste Zeit (eine gegen

BERLUSCONI gerichtete „Frösche“-Inszenierung, „Lysistrate“-Lesungen zweier New Yorker Schauspielerinnen gegen den Irak-Krieg). Besonders aufmerksam gemacht sei auf die Bemerkungen zur Vereinnahmung der Augusteischen Vergangenheit (VERGIL) durch Faschismus und Nationalsozialismus und zur nationalistischen Rezeption der Taciteischen „Germania“ „von NAPOLEON bis HITLER (FUHRMANN)“. Die „Vorbemerkungen“ der Herausgeberin sind durchweg ertragreich und überzeugend. Auf die von den Autoren ziemlich individuell gehandhabte Gliederung der Artikel gehe ich nicht ein.

Es liegen nun 87 Personen-Artikel vor, in denen jeweils einzelne oder mehrere Werke eines Autors und Komplexe wie *Priapea*, *Oracula Chaldaica* und Zauberpapyri behandelt werden. Daneben steht, mit einleuchtender Begründung, ein Lemma „Tragödie, griechische“, da es schwierig ist, z. B. „zwischen der sich ununterbrochen fortschreibenden Geschichte des Oedipus-Stoffs [in Supplementband 5] und der Rezeption eines bestimmten Dramas [im vorliegenden Band] zu unterscheiden“ (X; 1038). Allerdings werden drei ausgewählte SENECA- bzw. Pseudo-Seneca-Stücke, „die eine längere resp. andere und markantere Präsenz hatten, näher vorgestellt“. Bei HESIOD gibt es Abschnitte nicht zu einzelnen Werken, sondern zu den auch in Supplementband 5 begegnenden Gestalten Prometheus und Pandora. Vielfach sind Vorläufer und sonstige Vertreter einer Literaturgattung in anderen Artikeln mitberücksichtigt, so bei ARISTOPHANES: KRATINOS und EUPOLIS, von denen ohnehin nur Fragmente überliefert sind, sowie MENANDER; bei THUKYDIDES: HERODOT; bei PHAEDRUS: ÄSOP, BABRIOS, AVIAN, das Romulus-Corpus. Hier hilft

ein – weitgehend vollständiges – Register weiter, das auch die Rezipienten nennt, bei PHAEDRUS etwa LUTHER, LAFONTAINE, LESSING. Lücken bei den Artikeln erklären sich u. a. dadurch, dass die Herausgeberin keine Bearbeiter für antike Mediziner und Mathematiker sowie keine Komparatisten fand. Andere Leerstellen sind dadurch bedingt, dass potenzielle Mitarbeiter nicht geliefert haben (IX, Anm.). Wie auch immer, man vermisst u. a. Artikel PLAUTUS (nur bei SAPPHO erwähnt) und TEREZ (er existiert nicht einmal im Register); das überrascht umso mehr, als die jahrhundertlang nicht tradierte Neue Komödie ihre spätere starke Wirkung ja der Vermittlung durch die römische Komödie verdankt. Es gibt auch keinen Artikel HELIODOR; er ist, zusammen mit LONGOS, bei ACHILLEUS TATIOS genannt, doch dessen Werk „stand immer im Schatten Heliadors“ (S. 1). Der Alexanderroman, über Jahrhunderte hinweg in nahezu dreißig Sprachen übersetzt, ist laut Register nur im VERGIL-Artikel, zu WALTER VON CHÂTILLONS „Alexandreis“, erwähnt, ALEXANDER DER GROSSE sonst lediglich als Gesprächspartner in einem LUKIAN-Dialog. EPIKUR begegnet immerhin bei LUKREZ im Titel von MARX' Dissertation „Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie“. Im ARISTOTELES-Artikel ist bei der Rezeption seiner „Poetik“ außer von HORAZ im Abschnitt „Weitere römische Literaturtheorie“ von CICERO und QUINTILIAN die Rede: „Für die Rezeption in der Renaissance sind sie die maßgeblichen Autoren“; Quintilian hätte wohl also auch einen eigenen Artikel verdient (HORAZ und CICERO haben jeweils einen). Erstaunlicherweise ist im Aristoteles-Artikel BRECHT, im Register mehrfach genannt, nicht mit Arbeiten wie „Nichtaristotelische Dramatik...“ und „Kleines Organon für das Theater“ berücksichtigt; s. das ebenfalls im Metzler-Verlag erschienene Brecht-Handbuch 4, 2003, bes. 316ff.

Gelegentlich ist, z. B. im Zusammenhang mit HIPPONAX, von antiken metrischen Gebilden die Rede. Hier sei auf ihre neuzeitliche Verwendung hingewiesen, s. „Das Versmaß des Hipponax“ – ‚Ist mir ganz egal‘. Hinkjambengedichte auf Hinkjambendichter und andere nicht ‚sehr ernste Scherze‘, in: Philol. 134, 1990, 167ff. (u. a. zu

A. W. SCHLEGEL, DAVID FRIEDRICH STRAUSS, RÜCKERT, VOLKER BRAUN); der Aufsatz betrifft auch Daktylen, Hexameter, Distichen und weitere antike Versmaße und Metren.

Glücklich der Verzicht auf den „unsäglichen“ Terminus „Nachleben“, dazu FC 2/10, 140. „Weltliteratur“ hat sich zwar durch GOETHE durchgesetzt (VII), geprägt ist es aber von WIELAND: FC 3/09, 240. Sehr zu begrüßen die weise Zurückhaltung in Bezug auf die Chronologie HESIOD/HOMER (296) und auf die Person Homers (323). In der Klassischen Philologie (nicht in der Antike) herrschte lange Zeit die Meinung vor, Hesiod sei der jüngere; das führt gelegentlich dazu, dass beide Epiker z. B. bei einem Zitat aus dem „Timaios“ in der Reihenfolge „Homer und Hesiod“ genannt werden, aber PLATON nennt Hesiod zuerst. Vgl. dazu AAHG 55, 2002, 97f. Zu dem „*Augusti libertus*“ PHAEDRUS bzw. zu dem Gattungsbegründer ÄSOP könnte auf die – von HANS MAGNUS ENZENSBERGER oder LENIN stammende – Wendung „Sklavensprache“ bzw. „äsoische Redeweise“ hingewiesen werden, s. Die Weltbühne 85, 1990, 60. Ein Buch von BERNT ENGELMANN und GÜNTER WALLRAFF „Ihr da oben, wir da unten“ ist von dem Wirtschaftswissenschaftler JÜRGEN KUCZYNSKI als „Klassenkampf-Plutarch“ bezeichnet worden. Von „catilinarischen Existenzen, die ein großes Interesse an Umwälzungen haben“, sprach 1862 BISMARCK.

HÖLDERLINS Pindarübersetzung ist nicht nur „skrupulös wörtlich“ (662), sondern oft schlicht falsch, auf Grund mangelhafter Griechischkenntnisse sowie fehlender oder nicht benutzter Hilfsmittel – was die Bedeutung Hölderlins als eines Antikerezipienten kaum mindert –, s.: Zur Geschichte der deutschen Pindarübersetzung, in: JÜRGEN DUMMER, MAX KUNZE (Hgg.). Antikerezeption Antikeverhältnis Antikebegegnung..., Stendal 1983 [recte: 1988], 2, 577-604; THOMAS POISS, Hölderlins Pindar-Übersetzung in: MARTIN HARBSMEIER u. a. (Hgg.), Übersetzung antiker Literatur, Berlin, New York 2008 (Transformationen der Antike 7) 189ff. JOHANNES TZETZES sollte in einem heutigen deutschen Text nicht „Grammatiker“ heißen (658), sondern „Philologe“. Gelegentliches „Obszönitäten“ sähe

man gern durch wertfreies „Sexualia“ o. ä. ersetzt. Was nur „geplant“ war, kann auch nicht „getilgt“ werden (1016). Was heißt „Fast-Zeitgenossen [LUCANS] und Römer“ (443)? Alle dort Genannten außer APOLLONIOS RHODIOS, und der ist kein „Fast-Zeitgenosse“ Lucans, sind Römer.

Zu SAPPHO als „weiblichem Pendant zu Homer“ (833) s. „Der weibliche Homer: Sappho oder Anyte?“, in: Philol. 138, 1994, 252ff. Mit MARX' Dissertation hat sich mehrfach der Gräzist E. G. SCHMIDT befasst, vgl. die Bibliographie in seinem Buch „Erworbenes Erbe“, 1988, 469f. Bei der Fachliteratur ist auch auf Arbeiten zu Übersetzungen hingewiesen („Homerus Latinus“; „Römische Übersetzer“, „Geschichte der deutschen Sappho-Übersetzungen“ usw., zu PINDAR/HÖLDERLIN s. o.; ganze Textabschnitte gibt es z. B. zu Übersetzungen OVIDS und der *Äneis*). Zu WIELANDS LUKIAN-Übersetzung s. „Wenn du dir aus dem Meßkatalog einiges aussuchst, so vergiß Wielands Lukian nicht“, in Philol. 129, 1985, 121ff. – Mehrfach ist auf im Erscheinen befindliche Bücher aufmerksam gemacht, so 323 und 464. Gelegentlich ist dankenswerterweise auf Abdrucke hingewiesen. Das könnte ebenfalls bei C. W. MÜLLERS Beitrag „Die Witwe von Ephesus. Petrons Novelle und die ‚Milesiaka‘ des ARISTEIDES“ (644) geschehen; er ist jetzt auch in Müllers Buch „Legende – Novelle – Roman“ (2006) 335ff. zu finden. (Die „Milesischen Novellen“ sind im Petron-Artikel des vorliegenden Bandes erwähnt.)

Druckfehler sind selten, und sie sind leicht vom Leser zu korrigieren: z. B. ist M. GIEBELS Sappho-Buch natürlich 1980 erschienen. *Prosódia* darf in der betonten Silbe kein Längenzeichen haben (663). Zahlreiche schwarz-weiße Abbildungen in durchweg guter Qualität sind in den Text integriert.

Ein weiterer überaus interessanter, wichtiger Supplementband zum Neuen Pauly!

JÜRGEN WERNER, Berlin

1) Meinhard-Wilhelm Schulz: *Caesar zu Pferde. Ross und Reiter in Caesars Kommentarien und der Germania des Tacitus*. Reihe SPUDASMATA, Nr. 123, Olms-Verlag, Hildesheim-Zürich-New York, 2009; x, 323 S.; kartoniert; EUR 49,80 (ISBN 978-3-437-13929-6).

2) Ders.: *Caesar und Labienus. Geschichte einer tödlichen Kameradschaft. Caesars Karriere als Feldherr im Spiegel der Kommentarien sowie bei Cassius Dio, Appianos und Lucanus*. Reihe SPU-DASMATA, Nr. 132; Olms-Verlag, Hildesheim-Zürich-New York, 2010; x, 476 S., EUR 68,- (ISBN 978-3-487-14395-8).

„Kurz und knackig“, lautet ein höchst zufriedenes Leserurteil in einem dieser Tage üblichen Medium zu MICHAEL GRANTS Caesar-Buch (erstmalig 1969, zuletzt dt. wiederaufgelegt 2006); die letzte dem Rez. bekannte neuere Biografie von WOLFGANG WILL erschien 2009 (schlicht „Caesar“; verfasst für Bedürfnisse geradliniger, einfacher Information, ohne die ‚Panegyrik‘ früherer Zeiten), nach LUCIANO CANFORAS „Caesar. Der demokratische Diktator. Eine Biographie“ 2004 („Sonderausgabe“, dt. zuerst 2001), der sich u. a. auch das Ziel einer politischen Bewertung setzte.

„Auch Klio dichtet“ – auf diese kurze Wendung brachte vor einigen Jahren HAYDEN WHITE¹ das allgemeine Problem der Geschichtsschreibung und damit auch der Geschichtswissenschaft überhaupt: Danach schafft der Historiker zwangsläufig ein je eigenes Narrativ, allein durch Auswahl, Schwerpunktsetzung und Anordnung kreiert er über *historia* hinaus stets auch eine *narratio*.

Dieses Narrativ verdoppelt (oder multipliziert) sich dann gewissermaßen leicht, wenn sich der Historiker mit Quellen befasst, die ihrerseits wieder eine *narratio* darstellen – wie Caesars *Commentarii*. Kann man diesem Problem entgehen und: lässt sich aus Caesar überhaupt noch etwas Neues ‚herauslesen‘, über den wir doch wirklich schon alles wissen?

Tatsächlich? Indem MEINHARD-WILHELM SCHULZ in seinen beiden neuen Caesar-Studien diesen Autor neu liest und die gezielte, intentionale Partnertaktik des Autors gewissenhaft als historisch bewusster Philologe und philologisch bewusster Historiker analysiert, belehrt er uns eines besseren: dadurch dass er historisches Wissen – soweit angesichts des insgesamt kargen Befundes durch Quellen überhaupt zugänglich – mit Caesars eigenem Text verbindet und diesen dabei konsequent als Narrativ begreift, dem auch konsequent ‚entgegenzulesen‘ ist. Das bedeutet, er geht methodisch noch bedeutend weiter, als

sich etwa (wie andere) auf den Aspekt der Leserlenkung zu beschränken, beispielsweise indem er konsequent auf erzählerische Leerstellen als Mittel des Narrativs achtet. Dabei ergibt sich mit dem Thema „Caesar zu Pferde“ sogar ein bisher kaum beachteter, für ein Bild Caesars ungemein aufschlussreicher Aspekt, und so erfährt man eben ganz neue Seiten an dieser Gestalt einer umwälzenden Zeitenwende – und das nach vielen Jahrzehnten Caesarphilologie: Doch in aller Bescheidenheit sieht Schulz sich in der Argumentationstradition eines HERMANN STRASBURGER, dem er den zweiten der hier angezeigten Bände gewidmet hat. Die Bände sind nicht ‚kurz‘ gehalten, bilden dafür in ihrer besonderen Weise eine ‚knackige‘ Lektüre.

Der Autor (im folgenden Vf.) ist schon bisher mit verschiedenen lateinischen Lektüren für den Schulunterricht² sowie etlichen fachdidaktischen und fachpädagogischen Aufsätzen und Rezensionen³ hervorgetreten; Kennern des entsprechenden Genres ist Vf., leidenschaftlicher Erzähler von Geschichten (seine Schüler sollen ihm stets etwa beim APULEIUS gebannt gelauscht haben), auch als GRUSELSCHULZ⁴ bekannt. Seine Studien u. a. zu den genannten Autoren (s. Anm. 2 und 3) krönte Vf. nunmehr mit zwei äußerst erhellenden Arbeiten.⁵

1) „Caesar zu Pferde“

In dieser Arbeit, so muss man sagen, ging Vf. beim – jetzt nicht auf das Ziel „Schullektüre“ gerichteten – Studium der Kommentarien Caesars sowie der *Germania* des TACITUS radikal neue Wege: Im Teil „Einleitung“ (1–13) legt er die Grundlagen; darunter ragen zwei Dinge heraus: Seine begründete Vermutung, dass die Germanen eine *Erfindung* Caesars sind (s. a. Anm. 3); zweitens eine *psychologische Weise*⁶ der Deutung der Kommentarien: „Erinnern beginnt mit der Wahrnehmung“ (S. 2f.). Insonderheit damit geht Vf. über die bisherige Caesar-Kritik hinaus: Caesar, der die Geschichte gewiss zu seinen Gunsten umgedeutet hat, war – selbst besten Willen vorausgesetzt – nicht dazu in der Lage, ‚objektiv‘ zu schreiben.

Der zweite bisher in der Forschung nicht erfasste Aspekt der Studie ist der reiterliche; Vf.

hat zunächst eine „Kleine Reitkunde“ geschrieben, die hier (S. 262–298) zwar im Anhang untergebracht ist, die Vf. aber als erste Lektüre empfiehlt: Hier wird all das erläutert, was man wissen muss (sollte), um Reiterei überhaupt zu verstehen (Vf. ist selbst erfahrener Reiter); das Buch schließt damit überall auch den biologischen Aspekt mit ein.

Den Hauptteil bilden dann Buch für Buch die Schilderungen von Caesars Krieg mit Blick auf die Aktionen der Reiterei: Überall hört und liest man nämlich, dass Caesar Herr über die beste Fußtruppe war und man seine Reiterei vernachlässigen könne; seine gallischen Reiter werden traditionell belächelt: Vf. weist aber nach, dass Caesar die eminente Bedeutung der Kavallerie zunehmend klar wurde und er ohne diese bereits den Sueben unterlegen gewesen wäre. Als er aber im siebten gallischen Kriegsjahr vor dem Untergang stand, gruppierte er seine Armee um und gewann die entscheidenden Schlachten mit seiner neu formierten, teilweise germanischen Reiterei; Vf. nennt dies Caesars „reiterliche Revolution“, ausgehend aber von LABIENUS (!): Man nutze die Schnelligkeit der wenig stehfesten Reiter aus und gebe ihnen an die Mähne geklammerte Infanteristen („Elitesoldaten“) mit; Vf., eben selbst Reiter, hat diese Taktik durch einen Selbstversuch unter Beweis gestellt und ist mit einem galoppierenden Pferd in Riesensätzen mit gesprungen (Fotos im Buch).

Im Bürgerkrieg siegte Caesar, so die Darlegung, nämlich in Spanien (1. Span. Krieg) nur aufgrund seiner meisterhaft taktierenden Kavallerie, während sein CURIO auf eben diesem Gebiet versagte und im 1. Afrikanischen Krieg unterging; bei Pharsalos war POMPEIUS reiterlich überlegen, weil Caesar seine Kavallerie nicht übersetzen zu lassen imstande war (schwerer Fehler): Er formierte daher eine spezielle Truppe der Infanterie und siegte, weil er wusste, wie man Reiter bekämpft, indem man auf den Flucht-Trieb des Pferdes setzt, während Pompeius die Chance ausließ, Caesar weiträumig reiterlich einzukesseln und auszuhungern, so wie dies Caesar gerade in Spanien demonstriert hatte ...

Mit der Schilderung der Schlacht von Pharsalos (aufschlussreiche Skizzen sind beigelegt) endet der

Bericht über Caesars Kriege, und es folgt eine ganz neue, reiterliche Interpretation der taciteischen *Germania*; insbesondere die rätselhafte Taktik der Germanen in Kapitel 6 wird erstmals plausibel erklärt: Vf. weist nach, dass die Germanen den Speer nicht schleuderten, sondern ihn als lange Lanze nutzten, um lateral zuzustoßen.

Das Buch ist in einem glatten, modernen, hervorragend lesbaren Deutsch geschrieben, frei von Fachchinesisch (fast könnte man vermuten, mancher werde es lieber in die Hand nehmen als Caesar selbst); nicht ohne Humor und Spannung; kurz: eine Demonstration vorbildlicher Quellenarbeit: Zuerst erfolgt das Zitat nebst Übersetzung; dann die Auswertung: Es wäre auch für Schüler der Sek. II. lehrreich und damit für Referate geeignet; überdies ist es mit einigen Fotos illustriert sowie mit einer eingehenden Bibliografie (303–320) und einem ausführlichen Namenregister versehen.

2) „Caesar und Labienus“

Nach eigener Auskunft ist Vf. beim Studium der Caesar-Rezeption zunehmend erstaunt über dessen „gute Presse“ bei MOMMSEN, KORNEMANN & Co(llegen) gewesen: Daher habe er alle Kommentarien (auch die „unechten“) noch einmal wiederholt im Original gelesen, stets mit Bleistift und Notizblock bewaffnet; das Ergebnis sei dann auch für ihn überraschend gewesen.

Vf. nimmt Caesar (samt dessen Ghostwritern) nämlich beim Wort und arbeitet akribisch alle Kommentarien in chronologischer Folge durch (Quellenarbeit wie oben); so kommt er zu folgendem Ergebnis:

Caesar ernennt Labienus schon zu Beginn des Helvetier-Krieges zu seinem Stellvertreter; er bleibt es sieben Jahre lang: Im Helvetierkrieg, den Caesar ohne jeden Grund provoziert und in dessen Ursachen er den Leser (der sich, so lese sich Caesars Darstellung, hoffentlich nicht am Genfer See auskennt) wissentlich belügt, verschätzt sich Caesar logistisch und steht vor der Blamage; „unnötigerweise“ drehen die Helvetier um und gewähren ihm die Schlacht; diese ist ein Gemetzel; ein Blutbad; ohne jede Taktik; nach dem Sieg begehen die Legionäre einen Völkermord scheußlichster Art. Im anschließenden Sueben-Krieg steht Caesar vor der Niederlage;

doch Reitergeneral CRASSUS behält die Nerven und rettet ihm Schlacht und Leben.

In der Nervierschlacht (Buch II) ist Caesar schon auf verlorenem Posten; Labienus, der durchgebrochen ist, sieht das, macht kehrt und rettet seinem Caesar Schlacht und Leben.

In den Büchern 3–6 kämpft Caesar in keiner einzigen Feldschlacht mehr (!); dafür löscht er z. B. ein ganzes Volk aus (die Veneter), obwohl es sich ergeben hat; alle Gefechte werden nur von seinen Generälen, darunter Labienus, geführt: Caesars Bilanz als Feldherr ist dürftig; außerdem hat er die pangallische Erhebung nicht vorhergesehen. Das Ergebnis der Bücher 1–6 zeigt nach Vf. auf, dass Labienus der bessere Feldherr war und Caesar allen Grund zur Eifersucht (sprich: zu ‚Textkürzungen‘) hatte.

Im siebten Buch lesen wir von Caesars verheerender Niederlage bei Gergovia, während Labienus gleichzeitig bei Paris triumphiert: Ohne diesen Sieg war Caesar am Ende; so gelingt es ihm, sich zu Labienus durchzuschlagen; VERGINGETORIX kesselt die Römer nun weiträumig mit der Kavallerie ein und hätte alle Zeit der Welt, bis diese sich ausgehungert ergeben müssten, aber er wagt die Schlacht: Labienus schafft mit Reitern und Elitesoldaten den Ausbruch aus dem Kessel und fällt den Galliern in den Rücken; diese flüchten und verschanzen sich in Alesia, statt das Weite zu suchen (erneutes Versagen des Vercingetorix): Die Römer werden zum belagerten Belagerer; bald gehen ihnen Waffen und Vorräte aus; Labienus gelingt es wieder, mit Reitern und begleitenden Elitesoldaten, den Belagerungsring zu sprengen; von innen her greift Caesar mit ähnlich gemischter Truppe an: Gemeinsam also siegen Labienus und Caesar; den kühneren Teil des Endkampfes hat wieder Labienus übernommen.

Im mit Grausamkeiten Caesars erfüllten 8. Buch (HIRTIVS) erfährt man, dass Caesar seinen besten Offizier, den Hirtius zuvor auf infame Weise charakterlich demontiert, jeden militärischen Kommandos enthoben hat: Der sucht sich einen neuen ‚Arbeitgeber‘ und wird von POMPEIUS als Reitergeneral übernommen. Nach seinem spektakulären Rausschmiss immer noch von Verräter und Überläufer zu sprechen, erübrige sich, so Vf., einmal abgesehen davon,

dass Caesar als Putschist im Unrecht war und ein in der Republik groß gewordener Labienus das Recht und die Pflicht hatte, ihm den Dienst aufzukündigen. Auch andere Offiziere, wie der jüngere CICERO und D. BRUTUS, verließen ihn, ohne derselben Verdammung der modernen Historiker anheimzufallen: Im B. C. arbeitet Caesar voller Hass persönlich an Labienus' weiterer charakterlicher Demontage.

Im folgenden zeigt Vf. auf, daß die beiden „Hasskameraden“ einander von nun an in jeder Schlacht gegenüberstanden, die Caesar noch ausfocht und in denen er nur mit Glück überlebte: Sehr zum eigenen Schaden, legt Vf. dar, lässt Caesar von nun an nur noch „Würstchen“ und „Kriminelle“ in seinem Generalstab⁷ zu; diese verheizen ihm jedesmal, wenn sie auf sich selbst gestellt sind, ganze Legionen, insbesondere der Bruder des MARCUS ANTONIUS; dessen spektakulären Aufstieg und bodenlosen Fall in Caesars Generalstab weiß Vf. detailgenau zu schildern: Seine Zeit kam erst nach Caesars Tod.

Den Alexandrinischen Krieg deutet Vf. als eine Tollheit Caesars; sein anschließendes „*veni, vidi, vici*“ angesichts des lange unentschiedenen Gemetzels als eine Frechheit; seine Saumseligkeit in der Verfolgung der Verlierer von Pharsalos als Dummheit; seinen verspäteten Übergang nach Afrika gegen die wiedererstarkten Republikaner als hoch riskant; aber zum Glück übertrugen diese die Kriegsführung METELLUS SCIPIO, einem mäßigen Strategen, der Labienus nicht hochkommen ließ: Vf. schildert, wieviel Glück Caesar benötigte und wie groß das unverständliche Zögern des anfangs drückend überlegenen Scipio war, um schließlich das scheußliche Gemetzel von Thapsus zu gewinnen; Vf. räumt mit der Auffassung („Legende“) auf, Caesar habe dieses Blutbad in letzter Minute verhindern wollen: Er wollte es so, nicht anders.

Wieder ruht sich Caesar solange auf seinen Lorbeeren (jetzt in KLEOPATRAS Armen) aus, bis der Gegner in Spanien, wo Caesars Stellvertreter versagen, eine große Armee zusammengeführt hat; aber wieder macht man den Fehler, die Heeresleitung nicht in Labienus' Hände zu legen; vielmehr führt jetzt der unerfahrene POMPEIUS JR. die Republikaner; Labienus ist wieder nur

Reitergeneral: Im Gegensatz zu allen historischen Darstellungen weist Vf. anhand Caesars ‚gegengelesener‘ Darstellung nach, dass Labienus keine Schuld an der Niederlage bei Munda trifft; er hat alles richtig gemacht; allein Pompeius jr. ist der Versager: Labienus fällt und wird von Caesar ehrenvoll beigesetzt.

Mit dieser großen Geste schließt das Buch der Geschichte über die einst besten Kameraden, die zu hasserfüllten Feinden wurden: Caesar blieben nur noch 364 ruhmlose Tage bis zu seiner Ermordung; Vf. meint *modo philosophi*, sie seien beide als einfache Rekruten zur größten Armee gegangen.

Im Anschluss an diese Analysen befasst sich Vf. mit der Rezeption bei den Autoren CASSIUS DIO, APPIANOS und LUCANUS, die alle der Republik mit Wohlwollen gegenüberstehen und Labienus daher als Märtyrer der Freiheit feiern müssten, doch die Überraschung ist groß: Dio und Appianos sind auf Caesars Darstellung ‚hereingefallen‘ und brechen den Stab über ihn; am entschiedensten ist das Verdammungsurteil bei Lucanus: Er, der Caesar verabscheut, meint Vf., müsste Labienus doch neben sein Idol CATO stellen, müsste ihn lieben; aber bei Lukan findet sich ein besonders verheerendes Urteil; des weiteren sieht Vf. bei ihm grösste Geschichtsklitterung und empfiehlt, man solle ihn nur als das lesen, was er sei: als einen Dichter.

Vf. ist es mit seinem zweiten Caesar-Band, wenn man ihm folgt (und er zieht den Leser mit) noch viel packender als mit dem ersten gelungen, das gesamte konventionell-konformistische Bild des Diktators zu erschüttern; was bleibt, ist Ernüchterung: Caesar besaß, so scheint es hiernach jedenfalls, weder als General noch gar als Mensch die ihm üblicherweise zugewiesene Größe: nach der Lesart des Vf.s wäre er ein mittelmäßiger Strategie gewesen; ein Verbrecher sogar, egoistisch, mörderisch und blutgierig bis zum Exzess; seine *clementia* wäre frei erfunden; er wäre eitel, selbstgefällig und eifersüchtig auf noch so kleine Erfolge der Offiziere: Warum nur, so stellt sich zwangsläufig die Frage, haben Interpreten Caesar all das für ihn so Ungünstige nicht geglaubt oder nicht glauben wollen, wo er es doch selbst so schreibt?

Vf. hat zahlreiche Querverweise eingeblenket, um zu zeigen, wie dicht das literarische Meisterwerk – und das bleibt es auch lt. Vf. – der Kommentarien gestaltet ist, und zollt Caesar als Autor uneingeschränkten Respekt.

Dieser zweite Band zu Caesars Werk – und damit seinen Taten – von M.-W. SCHULZ weist durchaus gewisse ‚epische Längen‘ auf, die freilich vielleicht erst nachher auffallen; wie den ersten runden ihn Bibliografie und Index ab. Die Geschichte der beiden „Hasskameraden“ Caesar und Labienus liest sich dabei – Vf.s ‚Narrativ‘ – wie ein Drama, fast wie eine Tragödie, an deren Ende alle Akteure tot sind, nur weil ein Caesar seine *dignitas* verteidigen zu müssen glaubt: Vf. schließt in diesem Sinne mit einem Zitat aus SHAKESPEARES *Hamlet*, in dem ALEXANDER D. GR. und sein Epigone Caesar bitter verhöhnt werden. Und: Mit gutem Grund hat Vf. sein Buch, wie oben schon erwähnt, den *dis manibus* des Althistorikers H. STRASBURGER gewidmet, der seinerzeit schon (ungehört) den Caesar-Panegyrikern widersprochen hat.

Die gewinnreiche Lektüre der hier besprochenen Caesar-Bände – *tolle, lege!* – zeigt zweierlei auf: Es lohnt sich mehr denn je, diesen Meister der Sprache im Lateinunterricht⁸ zu lesen; aber (zweitens) man muss ihn unter neuen Aspekten beurteilen und interpretieren; dann wird die Lektüre ertragreich sein, ertragreicher denn je.

Auf Nachfrage nach der ‚Zielgruppe‘ – elementarer Aspekt jedes Schreibens – teilte Vf. dem Rezensenten mit, er habe sein Werk als Lateinlehrer für Lateinlehrer verfasst; um so besser!, doch könnten die Bände infolge ihrer sauberen Methodik nicht zuletzt auch der Forschung neue Einsichten oder wenigstens Frage-Anregungen vermitteln. Unabhängig davon verdienen es die neuen Caesar-Analysen, Bestandteil der Lehrerbibliothek zu werden und in den Studienseminaren Gegenstand der Diskussion zu sein.

Anmerkungen:

- 1) „Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses“, so der vollständige deutsche Titel (Stuttgart 1986, Klett-Cotta) eines Bandes mit

verschiedenen Aufsätzen des Autors (Professor für die „Geschichte des Bewusstseins“ und für vergleichende Literaturwissenschaft). Die These formulierte White zuerst in: White, H., *Metahistory: The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, 1973 (auch dt.).

- 2) M. W. Schulz (Hg.): C. Iulius Caesar: De Gallis Britannis Germanis. Berichte über Land und Leute; Klett 1998; Ders.: C. Iulius Caesar: De C. Curionis Fortuna ac Fine. Curios Afrikanischer Krieg, Klett 2000; Ders.: P. C. Tacitus, Germania (2 Bd.); Klett, Rote Reihe, 1995 und ²1996; dazu der Comic *Custos Cadaveris* nach Apuleius (C.C. Buchners, 2000)
- 3) M.-W. Schulz: Tacitus' Germania: Versuch einer kurz gefassten Interpretation, in: AU 2 (1995), S. 21–39; ders.: Die Germanen und der Rhein als biologische Grenze. Ein roter Faden durch das Gesamtwerk des B. G.; Bibliographie zu Caesar als Ethnograph, in: AU 4–5 (1998), S. 5–17; ders.: Die Reiterei im Bellum Gallicum, in: AU 4–5 (1998), S. 33–39; ders.: Sind die Germanen eine Fiktion? in: gfh. 4 (2009), S. 15–30; Rezensionen im AU, in Geschichte, Politik und ihre Didaktik (GPD) sowie Geschichte für heute (gfh), auch im FORUM CLASSICUM.
- 4) als Verfasser mehrerer ‚Gruselbücher‘, Pseudonym M. G. Scultetus.
- 5) „Caesar zu Pferde“ bildet dabei die überarbeitete Fassung seiner Dissertation über „Ross und Reiter in Caesars Kommentarien und der taciteischen Germania“, Ergebnis seines wenige Jahre vor Dienstende durchgeführten ‚aufsetzenden‘ Studiums zur Promotion.
- 6) Mit dem Hintergrund familiären Anlasses studierte Vf. die Psychologie der Wahrnehmung und der Wahrnehmungsverarbeitungsstörungen und verweist von daher aufschlussreich auch auf Ergebnisse der modernen Hirnforschung (S. 2 f.).
- 7) Vf. widmet sich erstmals jedem einzelnen von Caesars Generalstäblern im Text- und historischen Zusammenhang (zahlreiche Querverweise über Fußnoten) und zeigt ihren jeweiligen Aufstieg und Absturz (und Tod) in Caesars Gunst und Diensten auf.
- 8) Der zweifellos vergnügliche Kriegs-Comic von Rubricastellanus („Bellum Helveticum“).

HELMUT SCHAREIKA, Gau-Algesheim a. Rh.

Rüpke, J., *Von Jupiter zu Christus. Religionsgeschichte in römischer Zeit*, Darmstadt 2011, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, EUR 59,90 (ISBN 978-3-534-23683-1).

Liest man den viel versprechenden Titel des anzuzeigenden Buches, denkt man unwillkürlich an ein geschlossenes Überblickswerk wie etwa das GEORG WISSOWAS. Doch ein Blick ins Inhaltsverzeichnis lässt stutzen: Warum findet sich dort, zwischen Anmerkungen und Literaturverzeichnis versteckt, ein Erstveröffentlichungsnachweis von zwei Seiten Umfang (273f.)?

Liest man dort dann, dass alle 16 Kapitel des Buches schon einmal als Beiträge in Zeitschriften oder Sammelbänden, deren Mitherausgeber Vf. meist selbst ist, während der Jahre 1997 bis 2009 publiziert wurden, verflüchtigen sich die ursprünglichen Erwartungen an das Werk schnell. Denn aktuelle Forschungsergebnisse aus den letzten beiden Jahren fehlen. Speziell für diesen Band verfasst sind nur die kurzen Einführungstexte zu den in drei Teile gruppierten Aufsätzen (31-33; 91-93 und 143f.). Gänzlich unverändert bis auf den Austausch der Überschrift über Kapitel 7 und die Auslassung der Anm. 1, die ihrerseits einen Hinweis auf einen gleichnamigen Vortrag aus dem Jahre 2004 enthielt, wurde, um die Probe aufs Exempel zu machen, beispielsweise die Nr. 9 aus der Erstpublikation übernommen, in Nummer 15 erfuhr lediglich der Titel eine Änderung sowie der erste und letzte Satz des Beitrags eine leichte Modifikation; aber auch andere Beiträge zeigen nur geringe Spuren von Überarbeitung oder Aktualisierung, etwa im ältesten Beitrag aus dem Jahr 1997 ist nur Anm. 50 um einen Hinweis auf eine eigene Publikation des Vf. und in Beitrag 14, Anm. 78 ein Hinweis auf AL. CAMERON 2009 ergänzt, der aber seinerseits im Literaturverzeichnis nicht auftaucht, so dass ein Rückgriff kaum möglich ist. Diese Liste ließe sich fortsetzen.

Die Enttäuschung des Rez. erhält aber auch inhaltlich Nahrung, für die beispielhaft Teil II, Kapitel 6: Religiöse Kommunikation im provinziellen Raum (95-99) stehen mag. Dort hätte man Ausführungen zu Missionsreisen und zum Briefkorpus des NT erwartet, auch wenn, wie sich bei der Lektüre des Kapitels zeigt, eine – im Titel nicht benannte – Beschränkung auf den germanisch-gallischen Raum vorgenommen wird. Denn gerade in diesem Gebiet gab es eine rege Missionstätigkeit, ausgehend vom Kloster St.

Honorat auf den Lerinischen Inseln, die sogar bis nach Irland reichte. Verallgemeinernde Aussagen, wie im Fazit (99) vorgenommen, verbieten sich also unter diesen Umständen. Befremdlich wirkt auch in einem Buch über antike Religiosität, wenn *lex* als Neutrum oder Maskulinum verwendet (108: „... so weit es den Autor des *lex Ursonensis* betrifft.“) und *resq(ue) divinas* zu einem Singular erklärt werden (Anm. 38, S. 255).

Der Klappentext offeriert als zusammenfassendes Ergebnis des Buches, dass „Religion (...) jetzt nicht mehr nur Antwort auf individuelle Kontingenzen (Krankheit, Unsicherheit, Tod) [ist], sondern (...) zu einem umfassenden Zusammenhang menschlicher Lebensführung und zur Formulierung von Gruppenidentitäten und politischer Legitimation [wird]“. In diesen Worten finden nach dem Dafürhalten des Rez. nur Selbstverständlichkeiten für das die Spätantike dominierende Christentum Ausdruck, dessen Rolle allerdings R. dahingehend neu definiert, dass er ihm seine Vorherrschaft abspricht und es nur zu einem Faktor unter anderen in einem tief greifenden gesellschaftlichen Wandel während der Kaiserzeit erklärt. Unter dieser Prämisse mögen die Einzeluntersuchungen in der jeweiligen Entstehungszeit ihren speziellen Wert haben, aber als Buch ergeben sie trotz eines gemeinsamen Registers und Literaturverzeichnisses kein geschlossenes Ganzes, das den gewählten Titel rechtfertigen würde.

Seine Anschaffung erscheint dem Rez. deshalb und angesichts des hohen Preises überflüssig, vielmehr stellt er sich die Frage, warum ein renommierter Verlag wie die WBG derart unnütze Nachdrucke, die nur das Schriftenverzeichnis ihres Verfassers aufblähen, vornimmt.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Friedrich Maier: Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. München: J. Lindauer, 2011, 208 S., zahlr., überwiegend farbige Abb., EUR 25,00 (ISBN 978-3-87488-428-0)

Was sollen wir heute eigentlich unseren Schülern und Schülerinnen beibringen? Die Lehrpläne fordern es kategorisch: Kompetenzen! Genauer: Methodenkompetenz, Sachkompetenz, Sozial-

kompetenz, personale Kompetenz. Dagegen erhebt sich nur noch selten die Frage: Wo ist denn die Bildung geblieben? Eher wird gefragt: „Ist die Bildung überhaupt noch zu retten?“ (so JOSEF KRAUS, Präsident des Deutschen Lehrerverbandes).

Es besteht aber kein Zweifel, dass der altsprachliche Unterricht, selbst wenn er jetzt Zugeständnisse gegenüber diesem „Paradigmenwechsel“ hin zur Kompetenz machen muss, sich noch ganz bewusst vor allem der Bildung widmet. Bildung ist ja, laut WILHELM VON HUMBOLDT, „der wahre Zweck des Menschen“. Er sagte: „Nach einem Ziele streben und dies Ziel mit Aufwand physischer und moralischer Kraft erringen, darauf beruht das Glück des rüstigen, kraftvollen Menschen.“

In letzter Zeit sind nun verstärkt Bemühungen zu begrüßen, jene „großen Gegenstände“ des Altertums, die auf Europa einen beachtlichen Einfluss gewonnen haben, explizit in den Vordergrund zu stellen, sie also als Bildungsgüter zu retten. Zwei besonders positive Produktionen dieser Art seien genannt: KLAUS BARTELS hat bedeutsame Zitate gesammelt, die er „Jahrtausendworte, in die Gegenwart gesprochen“ nennt (Darmstadt/Mainz 2011), und FRIEDRICH MAIER hat – gut verwendbar für die Schulpraxis – die „Meisterwerke der lateinischen Literatur“ zusammengestellt (Bamberg 2010).

Jetzt jedoch ist vom selben Autor, Friedrich Maier, ein Buch erschienen, das ich als ein Optimum der Bemühungen ansehe, die wichtigsten Meilensteine unserer Europa- und Weltkultur in ihrer Entstehungs- und Wirkungsgeschichte zu betrachten. Das auch als Geschenk geeignete Werk umfasst 200 Seiten und nennt sich „Schicksal, Glück und Lebenssinn“. Es ist nicht speziell für Altphilologen verfasst, sondern „für interessierte Menschen, Erwachsene wie Schüler“. Es sollte aber, so meine ich, auch von unseren Kollegen gründlich studiert und kompetent weiterempfohlen werden.

Maier selbst sagt über seine Absichten: „Das Generalthema, auf das alle Teile des Werkes hin ausgerichtet sind, kreist um die gewiss fundamentalste aller Fragen: Was macht das Leben der Menschen sinnvoll? Was bedeutet Glück? Hängt es an Schicksal, Zufall oder Notwendig-

keit? Über dem Buch steht deshalb der alle zehn Kapitel übergreifende Titel ‚Schicksal, Glück und Lebenssinn‘.“

Wie man schon aus diesem Text ersieht, trifft der Untertitel „Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur“ nur sehr bedingt zu. Das Buch entnimmt die meisten seiner Ideen dem Griechentum, verfolgt sie dann über die Römerzeit (mit kurzen lateinischen Zitaten), geht dann aber in jedem Fall ausführlich auf die Rezeption in der Gegenwart ein und fragt intensiv nach der aktuellen Bedeutung. Mit anderen Worten: Maier philosophiert generell über Glanzlichter des menschlichen Denkens und Handelns, geht von ihren Ursprüngen im gesamten Altertum aus und führt sie fort bis in die heutige Zeit. Gerade darin liegt die besondere Stärke des Buches.

Alle zehn Kapitel können hier nicht vorgestellt werden, doch mag an zwei Beispielen die Tendenz, mehr noch: die Exzellenz des Buches aufgezeigt sein.

Das zweite Kapitel trägt den Titel „Der Arzt zwischen Wollen und Sollen – der Eid des Hippokrates und seine weltweite Wirkung“. Bevor Maier zu dem griechischen Moralisten übergeht, philosophiert er gründlich über das menschliche Glück. Er beginnt mit dem lateinischen Spruch „*vita somnium breve est*“, betrachtet den epikureischen Hedonismus, fragt sich, ob Glück ausschließlich von äußeren Werten abhängt. Seine Argumente dagegen entnimmt er griechischen Philosophen, vor allem dem Sokrates und auch dem „Diogenes im Fass, der, als er einen Jungen Wasser aus der hohlen Hand trinken sah, auch noch seinen Trinkbecher wegwarf.“ Doch bleibt Maier keineswegs in der Antike stehen. In der Neuzeit suchte man „Glück als ein Leben ohne Rücksicht auf die eigenen Lebensbedürfnisse“, z. B. gemäß dem Satz des HORAZ: *Dulce et decorum est pro patria mori ...!*

Ich springe über zum Hauptteil des Kapitels: „Leid, Schmerz und Tod im Blickfeld des Arztes“. Kann der Mensch auch während einer Krankheit glücklich sein? Welche Rolle spielt bei den Kranken ihr Helfer, der Arzt?

In der „Achsenzeit der Weltgeschichte“ (KARL JASPERS), also um 500 v. Chr., hat HIP-

POKRATES die moralischen Rahmenbedingungen des Arztberufes kodifiziert. Dies ist „der wohl wirkungsmächtigste Text der Antike, der für Europa und die westliche Welt verbindlich wurde, auch über Europa hinaus Anerkennung und Anwendung fand.“ Maier bietet den lateinischen Text des Eides, seine deutsche Übersetzung und behandelt seine Historie. Entscheidend aber ist seine Frage: Warum ist der Eid gerade heute so bedeutsam? Angesichts der aktuellen Möglichkeiten etwa der Organverpflanzung, der Abtreibung, der Beihilfe zum Freitod ist die Moralität des Arztes eher noch wichtiger geworden – der hippokratische Eid ist somit ein humanistischer Text, der „längst in den Kodex der Weltliteratur aufgenommen“ sei.

Das 9. Kapitel des Buches nennt sich im Untertitel „Ein Brückenschlag über zwei Jahrtausende“, ist also wiederum ein Dokument für die erklärte Absicht des Autors, die Gedanken der Antike auf die Gegenwart zu beziehen. Sein Thema ist „die Heimat“. Zu Beginn wandern wir am Gardasee auf die Halbinsel bei Sirmione, begegnen auf zwei Steinplatten einem Gedicht in italienischer Sprache, das sich als eine Übersetzung des Sirmio-Gedichtes von CATULL herausstellt: „Du Augenstern der Inseln und Halbinseln...“ Und nun erfährt der Leser viel über diesen römischen Dichter, sein Leben, seine Liebe zu Lesbia, seine Heimatssehnsucht. Danach springt der Text über zu OVID. Dieser „Star auf der Bühne von Roms Lebewelt“ wurde durch AUGUSTUS so weit weg wie nur möglich, nämlich ans Schwarze Meer, verbannt. Seine triste seelische Verfassung hebt sich gewaltig von jener des Catull ab und leitet über zu drei Gedichten aus der deutschen Literatur. JOSEF WEINHEBER dichtete kurz vor seinem Selbstmord 1945 drei Strophen, die so beginnen: „Wie Ovid, in Trauer, wein ich der Heimat nach. Hab keine, hab kein eigenes Gemach ...“ Ähnlich traurig ist ein Gedicht von FRIEDRICH NIETZSCHE, das mit „Vereinsamt“ überschrieben ist und mit dem Aufschrei endet: „Weh dem, der keine Heimat hat!“ Im Nachdenken über Heimatliebe und Heimatlosigkeit zitiert Maier schließlich noch ein kurzes Poem seiner Frau LUISE, das mit dem tiefsinnigen Satz „Heimat findest du nur in Dir“ endet.

So weit, so gut! Die anderen acht Kapitel muss ich ausklammern, sie behandeln z. B. den Auftakt der abendländischen Wissenschaft, Entstehung und Geschichte der Demokratie, den Sonnengesang des Hl. FRANZISKUS, das Schicksal des Oedipus und die Welt der „*Carmina Burana*“.

Maiers Buch ist kein Didacticum, sondern ein Philosophicum, sein tiefsinnigstes Werk bisher. Ich empfehle dem nachdenklichen Leser mit Nachdruck die Lektüre!

KLAUS WESTPHALEN, Garmisch-Partenkirchen

Edgar Comes: Römer-Kochbuch. Wintrich: Verlag FELIX AG 2010. 128 S. EUR 14,95 (ISBN 978-3-86738-028-7).

... tamen est laudanda voluntas?

Latein ist fraglos gefragt – das Ergebnis vor allem intensiver didaktischer und methodischer Modernisierungen seit 1971, sicher auch der anhaltenden Begeisterung für Antike allgemein. Daraus ergibt sich als Dauerproblem die Frage, wieweit der Sprachunterricht davon profitieren kann und darf, dass diese Begeisterung von Popularismus getragen wird, mithin von engagierten Laien, die sich ohne solide Sprachgrundlagen mit der Antike befassen und dadurch Quellen nicht ungebrochen auswerten können.

Eine aktuelle Antwort bietet unfreiwillig ein neues, preisgekröntes „Römer Kochbuch“. Das Ansinnen, einen wichtigen Aspekt römischen Alltags populär zu machen, liegt grundsätzlich im Interesse aller mit der Antike Befassten. Schwer wiegt hingegen der häufige Verstoß gegen Kommaeregeln, der eine Empfehlung dieses Buches an Schüler schon ausschließt (und ein trauriges Bild von der redaktionellen Arbeit im Verlag zeichnet). Historisch irritierende Aussagen („Über 500 Jahre haben es die „*Imperatores Romani*“ [die römischen Kaiser] verstanden, ein solch riesiges Gebilde auf der Landkarte zu beherrschen“, S. 6) mag man damit entschuldigen, dass es in einem Kochbuch nicht auf historische Feinheiten ankomme – besser wäre es gewesen bei dem Hinweis zu bleiben, dass die Größe des Imperiums Grund für die Vielfalt in der römischen Kochkunst gewesen sei.

Mit lateinischen Sachbegriffen geht Autor EDGAR COMES allzu großzügig um: „*meridatio*“

(S. 9) statt „*meridiatio*“, „*commisatio*“ (S. 10) statt „*comisatio*“ oder „*comissatio*“.

Völlig unentschuldigbar ist aber die grammatische Entstellung vieler lateinischer Rezepttitel (Vergleichstext ist die leicht zugängliche Reclam-Ausgabe von ROBERT MAIER, die auch Comes als Referenz nennt): S. 29 „*in tuba* [= in der Trompete] *ex liquamine*“ – bei den Menüvorschlägen S. 122 noch schlimmer „*in tuba ex liquaminae*“ – statt „*intuba* [= Endivie] *ex liquamine*“, S. 30 „*aliter patina asparagis*“ statt „*aliter patina de asparagis*“, S. 33 „*patina pisciculis*“ statt „*patina de pisciculis*“, S. 34 „*gustum de bulbos*“ statt „*gustum de holeribus*“ (APICIUS nennt hier tatsächlich nur *bulbi* als Gemüse. Der Akkusativ beim *de* ist aber unerträglich), S. 40: den Lapsus „*patina de cucurbitas*“ leistet sich die spätantike Apicius-Rezeptsammlung selbst – zumindest in der Reclam-Ausgabe, S. 68 „*esicia de porcinus*“ statt „*isicia omentata*“.

Für eine moderne Kochbuchausgabe hätte man nicht nur die Titel von Apicius korrekt abschreiben können, sondern das Kerngericht in den Nominativ setzen müssen (z. B. „*bulbi*“ statt „*bulbos*“).

„Das Römer-Kochbuch gewann für sein brillantes Layout den 1. Platz beim Gourmand World Cookbook Award 2009 im Bereich Italienische Küche!“ (Verlagsprospekt „Neuerscheinungen 2010“ der Firma Neumann-Neudamm, S. 2). Die Texte erscheinen auf marmoriertem Hintergrund, großformatige Photographien der geschickt ins Bild gerückten Gerichte machen wirklich Appetit. Unklar bleibt allerdings, warum auf mehreren Seiten militärische Ausrüstungsteile in einem Kochbuch abgebildet werden, in dem die soldatische Ernährung nicht vorkommt, z. B. im Vorsatz ein Prunkhelm vor modernen Edelstahlgabeln.

Im Anschluss an die Rezepte bietet Comes einen knappen, auf die Wirksamkeit für das Kochen konzentrierten Einblick in das Wirken der Quellenautoren. Dabei wird CATOS Werk unüblich „*de re agricultura*“ betitelt, PLINIUS MAIOR soll erst nach seiner Militärkarriere durch die *naturalis historia* bekannt geworden sein. Ansonsten geben die Informationen dem lateinischen Leser nützliche Informationen, ohne unnötig zur Literaturgeschichte auszuarten. Auch der Lateiner kann von Comes' Service profitieren:

Er wird durch Kontaktdaten angeregt, vom Autor weitere Informationen zur römischen Küche einzuholen.

Edgar Comes, in eigener Latinisierung Tiberius Secundinus Comes, ist an römischer Geschichte interessiert, wirkt in einem Verein für experimentelle Archäologie mit und bringt dabei besonders sein Talent als Hobbykoch ein. Er wäre also der ideale Träger antiker Bildung und Begleiter entsprechender Projekte, zumal seine Kenntnisse römischer Speise- und Kochgewohnheiten wirklich hilfreich sind. Er verfügt ferner über das richtige Gespür für das in der heutigen Kochpraxis Machbare, z. B. beim unmöglichen Einsatz des *liquamen*, das er durch thailändische Fischsauce ersetzt. Manchmal ist Comes allerdings etwas zu modern geworden, z. B. als er beim „*gustum de bulbos*“ Leber vom Ferkel, von Hühnern, Schweinshaxen und Wachteln auf Schweineleber reduzierte.

Die Gerichte sind am Ende des Buches zu fünf Menüvorschlägen zusammengestellt. Die Gänge stimmen in ihren Bezeichnungen („*gustationes*, *additiones*, *mensae primae*, *dulcia*“, entsprechend auch die Gliederung des Rezeptteils) nicht mit der üblichen Folge (*gustationes*, *mensae primae*, *mensae secundae*) überein, „*additiones*“ ist überhaupt kein Begriff aus der römischen Küche.

Schade, dass das Buch nur inhaltlich, nicht sprachlich appetitlich ist.

JÜRGEN RETTBERG, Kusey

C. W. Bauer: *mein lieben mein hassen mein mittendrin du. Gedichte. Mit einem Nachwort von Niklas Holzberg. Innsbruck-Wien: HAYMON Verlag 2011, EUR 17,90 (ISBN 978-85218-697-9).*

Habent sua fata libelli heißt, zum griffigen Zitat verknüpft, die Zeile eines römischen Grammatikers. Ein *libellus* – 89 Seiten, Hardcover, bibliophil ausgestattet, in handlichem Format – soll hier angezeigt werden, ein *novus libellus*, erschienen im Innsbrucker HAYMON Verlag, ein *lepidus libellus* – gemeint ist das Buch ‚mein hassen mein lieben mein mittendrin du‘ des österreichischen Dichters CHRISTOPH W. BAUER. Der Autor, sowohl *poeta doctus* als auch *poeta ludens*, macht im Gedicht ‚bin also einzogen in odetamo‘ (S. 62) endgültig klar, was der Titel schon ahnen

lässt: dass hier auf, über und mit CATULL gedichtet und verdichtet wird. Demzufolge auch ein *libellus expolitus* nach der Art des Catull, auch des HORAZ: *diu versatus, limatus*, den Maßstab nehmend an den antiken Vorbildern, und doch ein Werk des Heute – des ‚punk rock und rap‘ (S. 71) – sprachlich souverän oberflächenbehandelt, abgekratzt, gefeilt, poliert, wieder aufgerauht durch Kleinschreibung und das Fehlen jedweder Interpunktion, durch den Gebrauch der *callida iunctura*, gewissermaßen NIETZSCHES Diktum über HORAZ aktualisierend: ein „Mosaik von Worten, wo jedes Wort als Klang, als Ort, als Begriff nach rechts und links und über das Ganze hin seine Kraft ausströmt“.

Bauer gelingt es, in seinen 37 (!) – Reverenz vor Horaz? – Gedichten seinem poetologischen Credo ‚abkratzen, täglich ein bisschen mehr‘, das er in seiner Festrede bei der gesamtösterreichischen Olympiade aus Latein und Griechisch im April 2010 formuliert hat, treu zu bleiben. Der Text ist nachzulesen im CURSOR 10/Juni 2011, dem Journal der *AMICI LINGUAE LATINAE*. In dieser Verfahrensweise des ‚Schabens‘ – *arida modo pumice expolitus* – und Feilens ist am Ende der Staub von gut 2000 Jahren einfach wie weggeblasen: Catull und CAMPINO, der Leadsänger der Punkband ‚Die toten Hosen‘ ganz von selbst nicht nur als Motto nebeneinander: ‚krach ist ein anfang glück ein simpler akkord / im rücken der augen rollen bässe wuchten / uns ineinander jahrelang bin ich gelaufen für / dieses konzert du kamst aus der gleichen / richtung und den rest könnt ich mir denken // sagst du so leis dass ichs kaum versteh und / vielleicht nur annehmen will weil deine / hände den meinen die reisen ablesen als / wären es ihre eigenen und der himmel rockt / und lärmt und bleibt in allem ein punk der / sich seinen irokesen in regenbogenfarben / lakiert metaphorisch gesehen tanzen wir auf / dünnem seil hören die wellenreiter lästern / keinen cent wert ist uns ihr geblöke *vivamus / atque amemus campino* krakeelt was zählt‘ –

Dieses Spannungsverhältnis von moderner Oberfläche und Tiefgang macht den besonderen Reiz dieses Buches aus, das mit seinen knapp 90 Seiten – *doctis, Iupiter et laboriosis* – sowohl auf der Höhe der Zeit als auch in der Tiefe der Zeiten

ist. Oder mit Worten C. W. Bauers gesagt: ‚auf den Brunnen gekommen ziehen Gegenwart auf‘. So nachzulesen in dem prächtigen als Leporello gefertigten Buch *„fontanalia – fragmente“*, das PETER SIMONISCHEK 2004 beim Szenario S[PR]ING.BRUNNEN aus dem Tanzenberger (Dichter)Brunnen gehoben hat. Seit damals ist Christoph W. Bauer *quasi poet in residence* der Kulturinitiative SYNART TANZENBERG, die er mit spannenden Texten etwa bei den Prometheus-Variationen 1 (2008) unterstützt hat [www.tanzenberg.at/synart]. Das Szenario konnte ich beim DAV-Kongress in Freiburg 2010 vorstellen. Ein Text aus dem neuen Buch mag Bauers poetisches Verfahren erhellen: ‚bin also eingezogen in odetamo / eine stadt aus worten kaum zwei verse groß / hier deckt der zweifel die dächer / heißen alle straßen vielleicht und münden in / einen kreisverkehr der die münze / wendet mit der ich mein verlangen begleiche / bin also eingezogen im irgendwo / obenauf unten durch auf kehrseiten zuhaus‘.

Was erwartet also den Leser dieses *libellus*?: ein synarter – im Sinne von *ars* – Gedichtzyklus von 37 Texten als Reisebericht von Innsbruck über Verona in den Süden, mühelos pendelnd zwischen dem Heute und Irgendwann, Antike und Gegenwart synart (im Sinne *artus*) zum Generalthema *odi et amo*. Christoph W. Bauer erweist sich Seite für Seite als ein *poeta doctus atque ludens*, der den ‚Stellenwert der Worte‘ (DURS GRÜNBEIN) kennt, und als einer, *qui sapere et fari possit, quae sentiat*, um das Urteil des HORAZ über TIBULL zu zitieren.

NIKLAS HOLZBERG, auch ein *vir vere Catullianus*, hat – synart zwischen zwei Buchdeckeln – ein instruktives Nachwort beige-steuert, das manches erklärt, um doch der Phantasie des Lesers die verzweigten Wege des Lesens offenzulassen.

Pro captu lectoris habent sua fata libelli heißt vollständig das eingangs erwähnte Zitat des TERENTIANUS MAURUS. Um diesen *captus lectoris* ist es bei solchen, die Latein gelernt haben, wohl besser bestellt. Solche Leser wünschen wir dem angezeigten Buch. Und wie bei Bauer das erste Wort so auch hier das letzte Wort an den Leser auf Latein: *Candide lector, fave! – Laetaberis.*

ERNST SIGOT, Klagenfurt

Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 7., überarb. u. erw. Aufl. Mannheim usw. (Dudenverlag) 2011. 2112 S. EUR 39,95 (ISBN 978-3-4110-5507-4).

Das ausführlichste einbändige deutsche Wörterbuch ist hier zuletzt FC 3/07, 243f. besprochen worden. (Zum Duden-Zehnbänder „Das große Wörterbuch der deutschen Sprache“, 3., neub. u. erw. Aufl., s. FC 1/02, 22ff.) Neu aufgenommen sind einige tausend Lemmata, u. a. (ganz oder teilweise auf Griechisches/Lateinisches Zurückgehen des setze ich kursiv): *-affin*, *alternativlos*, *Alumna/Alumnus* „HochschulabsolventIn“, *Analogkäse*, *App*, *Aschewolke*, *Bankenkrise*, *barrierefrei*, *brutalistmöglich*, *E-Book-Reader*, *Escortservice*, *Fanmeile*, *fremdschämen*, *Gendoping*, *Generation @*, *Gentrifizierung*, *Geocaching*, *googeln* (bisher war nur das Substantiv verzeichnet), *Hamas/Fatah*, *i-Pad* usw., *It-Girl*, *Klebefleisch*, *Komasaufen*, *Kopftuchmädchen*, *Körper-/Nackscanner*, *Kreditklemme*, *Must-have*, *Navi*, *Nikab* (Schleier, der die Augen freilässt; „Burka“ u. a. waren schon in der 6. Aufl. 2007 vertreten), *No-go-Area*, *Nutzerdaten*, (*Generation 70*)*plus*, *Prekariat*, *Quotenmann* („-frau“ war schon drin), *Realwirtschaft*, *resilient* (das Substantiv war bereits aufgenommen), *Schmetterlinge im Bauch*, *skypen*, *Social Network* (es fehlt noch die üblichere deutsche Form: *Soziales Netzwerk*), *Tab* „Tablette“, *Tsunamifrühwarnsystem*, *twittern*, *Vuvuzela*, *Wikipedia* (< *encyclopedia*), *Youtube*, *Zeitfensterticket*. Aufgenommen ist übrigens, schon in der 6. Aufl.: *Ehec*, noch nicht: *HUS*; beides findet sich bereits im *Pschyrembel* (zur neuesten Auflage s. FC 1/11, 92f.). Eigens hingewiesen sei auf zahlreiche Kästen besonders zu Bezeichnungen, die unter dem Aspekt politischer Korrektheit bemerkenswert sind, vgl. dazu SUSAN ARNDT u. a., *Wie Rassismus aus Wörtern spricht. Kerben des Kolonialismus ...*, Münster 2011, und SIBYLLE GERMANN, *Vom „Greis“ zum „Senior“*, Hildesheim 2007. Berücksichtigt sind, wo die Sache es gebietet, movierte Feminina: „Soldatin“ (nicht: „ScharfrichterIn“), also auch: „Stalkerin“ (dazu demnächst an anderer Stelle), und neue Verwendungen bzw. Bedeutungen, so: (Gebäude) *entkernen*, *Quotenregelung* (betr. EU-Milchwirtschaft). Einige Dutzend Lexeme sind zu Recht gestrichen. Auf weitere Möglichkeiten, Überflüssiges wegzulassen, ist FC 3/07, 243f. hin-

gewiesen. Das betrifft auch Wörter wie „*Eineurostück*“, „*Toilettentür*“, die aus sich heraus klar sind, wohl nicht nur für MuttersprachlerInnen. Dazu s. FC 3/06, 237f.

Angesichts der nahezu unbegrenzten Möglichkeit des Deutschen, Ableitungen und Zusammensetzungen zu bilden, kann kein Wörterbuch vollständig sein. Aber fehlen sollten im Universalwörterbuch nicht: *Alphafrau*, *-mann*, *Bad Bank*, *Euro-Group*, *Exzellenzcluster*, *Facebook*, *feindliche Übernahme*, *Hostel*, *kalte Progression*, *Kominform*, *Komintern*, *Kreationismus*, *Minuswachstum*, *Neogräzistik*, *No-Name*, *Nulljahre*, *Partnering* (ISAF), *politische Klasse*, *Powerpointpräsentation*, *Sprengfalle*, *Tupperware*, *Vintage*, *Weißes Haus* (aufgenommen sind: *Downing Street*, *Elysée*, *Kreml*; *Pentagon*), *Westalgie* (1994 nach: *Ostalgie*; dies 1993 nach *Nostalgie*). Einige der hier vermissten Lexeme finden sich im Duden-Fremdwörterbuch, 10. Aufl. (2010); dazu FC 4/10, 305f. Bedeutungen fehlen z. B. bei: *Biometrie* (Passwesen), *Drohne* (unbemanntes Flugzeug), *Klassik* (heute: jede E-Musik vor dem Pop-Zeitalter), *Malus* (finanzielle Abstrafung), *Mustopf* (ist gewiss noch immer „Topf für/mit Mus“, aber viel häufiger ist doch die Verwendung in „[nicht] aus dem Mustopf kommen“, s. Duden-Redewendungen, 3. Aufl. 2008; zu dem Band s. FC 3/11), *toxisch* (Wertpapiere). – Die Erklärungen sind oft verbessert, so zu *Bachelor* und *Master* (nicht mehr primär auf englischsprachige Länder bezogen). Bei „*Nikab*“ muss es statt „*Persien*“ vielmehr „*Iran*“ heißen; der Persische Golf behält natürlich seinen Namen. Bei „*rot*“ sollte „*rot/rot*“ (Koalitionspartner verschiedenen Röte-Grades) genannt sein. Zu *Asien* sei darauf hingewiesen, dass es neuerdings nicht mehr nur für den ganzen Erdteil gesagt wird: so ist in der „*Berliner Zeitung*“ vom 10.03.2011 von „*Asiaten und Türken*“ die Rede, ebenso am 28.06.2010. Man könnte denken, dass dies mit der Existenz eines europäischen Landesteils der Türkei zusammenhängt. Aber im SPIEGEL 17/2010, S. 100 wird von „*einem Araber und einer Asiatin*“ gesprochen. Im Olms-Verlag ist ein englischsprachiges Buch „*EU-Asia-China*“ angekündigt. – Zu anderen fehlenden Verwendungen von Lexemen (z. B. zu *pornografisch* und *obszön* übergreifend für

alles Unmoralische s. IANUS 32, Graz 2011) und Rezensionen zahlreicher Duden-Wörterbücher im FC sowie des Deutschen Fremdwörterbuchs („Schulz/Basler“) im AAHG, zuletzt 63, 2010, 96ff. zu Band 6. Der Name für diejenige Wissenschaftsdisziplin, die Gräzistik und Latinistik umfasst, sollte mit großem K geschrieben werden: *Klassische Philologie*, s. MDAV 3/1991, 71f.

Unter den Beigaben in diesem Duden-Werk sind neu die „Wörter des Jahres“ (zuletzt 2010: „Wutbürger“; warum fehlt es im Hauptteil?) und die „Unwörter des Jahres“ (z. B. 2007: *Herdprämie*); beide Tabellen finden sich auch im Rechtsschreibung-Duden, 25. Aufl. 2009. Interessant ebenfalls die „im Deutschen besonders häufig falsch geschriebenen Wörter“. *Libyen* wird ständig vor allem falsch ausgesprochen, sogar von sonst guten TV-Moderatoren. Vertauschung von y und i ist beliebt auch bei *Sisyphus*(arbeit). Mehr dazu in IANUS 32 (2011). Verständlich ist ‚volks-etymologische‘ Falschschreibung bei „Rentier“; mancher denkt an „rennen“ und schreibt *Doppel-n*, und bei *subsumieren* assoziiert er *Summe* < *summa*, nicht *subsumere*. In „Rückgrat“ spricht das g ohnehin kaum jemand. Zu dem Kapitel „Sprache in Zahlen“, u. a. zum Umfang des deutschen Wortschatzes, s. FC 3/09, 242. – Dass *Bike* nicht von **bycycle* kommt, sondern von *bicycle*, ist schon in früheren Besprechungen vermerkt worden. – Ungeachtet einiger Mängel: Das ausführlichste einbändige deutsche Wörterbuch ist seine 39,95 Euro wert.

JÜRGEN WERNER, Berlin

WER IST WER? DAS DEUTSCHE WHO'S WHO. 2011/2012 Bundesrepublik Deutschland. Lübeck 2011: Schmidt-Römhild. 1389 S., EUR 225,00 (ISBN 978-3-7950-2050-7).

Zur Frankfurter Buchmesse erschien in Deutschlands ältestem Verlags- und Druckhaus SCHMIDT-RÖMHILD in der Verlagsgruppe Beleke die 50. Ausgabe des traditionsreichen Wissensspeichers. Über den Verleger NORBERT BELEKE erfährt man auf S. 69 Näheres. Die Redaktion hat seit Band 50 Dr. SABINE STEINKOPF. Zu Funktion und Struktur des Werkes sowie zu seiner Bedeutung speziell für AltertumswissenschaftlerInnen s. FC 1/03, 62f., zu der aufschlussreichen

Geschichte zu DDR-Zeiten s. ebd. 1/05, 64f. Die Jubiläumsausgabe umfasst Kurzviten von 25000 Prominenten. 2000 davon sind neu aufgenommen, z. B. JASMIN TABATABAI und STEPHANIE ZU GUTTENBERG (in Bd. 49 war sie lediglich im Artikel ihres Mannes KARL-THEODOR erwähnt). Ältester Promi ist mit 107 Jahren wie schon lange JOHANNES HEESTERS, jüngster: TONI GROOS, Fußballnationalspieler. Man erfährt viel Interessantes, z. B. dass die Moderatorin SUSANNE HOLST sowie die Schauspielerinnen CHRISTIANE PAUL und MARIA FURTWÄNGLER promovierte Ärztinnen sind. KARL-THEODOR ZU GUTTENBERG verzichtet jetzt auf Angabe des Dokortitels (dazu: Gutt-bye, in *Forschung und Lehre* 7/11, 542; dort muss es „*Summa cum fraude*“ heißen), ebenso JORGO CHATZIMARKAKIS und SILVANA KOCH-MEHRIN. WALTER RIESTER lässt die Riester-Rente ungenannt. Bekanntlich teilt das Nachschlagewerk generell nur mit, was die Betreffenden gedruckt sehen möchten. Zu dem Propagandisten der elektronischen Gesundheitskarte KURT LAUK sei auf „Berliner Zeitung“ vom 15./16.10.2011, Wirtschaft S. 13 hingewiesen. Wer mit Foto vertreten sein möchte, hat – gegen Bezahlung – diese Möglichkeit. Der Freiherr zu Guttenberg verzichtet nunmehr darauf. Leider tun dies auch die attraktiven Frontfrauen ILLNER, SLOMKA und WILL. Dafür hat neuerdings z. B. VALAHFRIDUS STROH ein Foto. Manche Prominente, zumal Damen, zeigen sich in Band 50 mit anderer Frisur als im Vorjahr. Durch Tod ausgeschieden sind laut Nekrolog (1327f.) u. a. Kardinal STERZINSKY, der Filmproduzent EICHINGER und der Regisseur SCHLINGENSIEF. Seit Redaktionsschluss verstarben der Klassische Philologe DIETRICH EBENER (der sich vor allem als Übersetzer griechischer und lateinischer Literatur einen Namen gemacht hat), die Linguisten KNOBLOCH und W. P. R. SCHMID, der Slawist RUŽIČKA (er schrieb u. a. „Das syntaktische System der altslawischen Partizipien und sein Verhältnis zum Griechischen“), der Germanist PETER VON POLENZ, die Historiker MIKAT (als Kultusminister in Nordrhein-Westfalen setzte er bei akutem Lehrermangel Seiteneinsteiger ein, die „Mikätzchen“ und „Mikater“ genannt wurden), HORST FUHRMANN (Präsident der *Monumenta*

Germaniae Historica) und WALTER ZÖLLNER, ferner LORIOT und der Schauspieler HEINZ BENNETT. Neu aufgenommen werden sollten der Vorstandsvorsitzende der renommierten Kulturfördernden Stiftung Preußische Seehandlung WALTER RASCH sowie der Philosoph und Semiotiker MICHAEL FRANZ, Verfasser von Werken wie „Von Gorgias bis Lukrez. Antike Ästhetik“ (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Hölderlin-Spezialisten). Das Werk ist durchweg aktuell (Redaktionsschluss war der 15. Juli): So sind die letzten Veränderungen in Bundesregierung und Länderregierungen wie Baden-Württemberg im Wesentlichen berücksichtigt; der dortige Landtagspräsident STÄCHELE ist ja gerade erst zurückgetreten. An Publikationen neu genannt

sind z. B. von WOLFGANG MIEDER: „Wie anders wirkt dies Zitat auf mich ... Goethes entflügelte Worte“ (2011; zu dem Gegenstück über SCHILLERS „gestutzte Worte“ [2009] s. Proverbium 27, Burlington 2010, 393-402) und S. 807 M. FRANZ' Aufsatz „Lesarten antiker Kulturtheorie von J. Stroux bis zu Reimar Müller“. Von DEMANDTS „Ungeschriebener Geschichte“ sollte außer der 1. Aufl. (1984) und der englischen Übersetzung (1993) die Neufassung von 2011 angeführt sein. Zu C. W. MÜLLERS „Nachlese“ s. FC 3/11, 234f. Verweisungen führen z. B. von RATZINGER zu BENEDIKT XVI., nicht aber von FELDBUSCH zu POOTH. Das unentbehrliche Nachschlagewerk ist auch als CD-ROM verfügbar.

JÜRGEN WERNER, Berlin

Attischkurs im Hellenikon Idyllion

**Seit 20 Jahren klassisches Griechisch sprechen
und geistvolle Gedanken nachvollziehen –**

29. Juli bis 12. August 2012 im Hellenikon Idyllion

Sich in Griechenland erholen und gleichzeitig seine altgriechischen Sprachkenntnisse erweitern und vertiefen – wen unter den Freunden von Hellas sollte das nicht verlocken? Es gibt dafür in der ganzen Welt nur diese eine Möglichkeit:

In einem großen, schattigen Garten dicht am Meer treffen sich Schüler, Studenten und Erwachsene aus vielen Ländern, entdecken zu ihrer eigenen Überraschung, dass sie sich in der antiken Sprache Griechenlands miteinander verständigen können; sie lesen gemeinsam wertvolle Texte und sprechen darüber.

Das Seminar ist ein Förderprojekt vom *Hellenikon Idyllion*, dessen Gründer ANDREAS DREKIS seit 20 Jahren dieses Seminar zu speziellen Konditionen anbietet. Seine Ferienanlage beherbergt öfters auch Musiker und andere Kulturinteressierte, deren Konzerte und Vorträge manche Abende beleben. Möglich sind ein Ausflug und der Besuch einer Aufführung in einem antiken Theater.

Das *Hellenikon Idyllion* liegt an der Nordküste der Peloponnes nahe Egion in einem Ort, der wegen seines Charakters vor allem griechische Gäste anzieht. Den TeilnehmerInnen stehen Räume mit 3-4 Betten zur Verfügung.

Der Preis für die Unterkunft in Mehrbetträumen beträgt 200 €. Der Preis für den Unterricht (4 Std. tgl.) durch den Kursleiter beträgt 50 €. Verbindliche Anmeldung beim Leiter des Kurses: HELMUT QUACK, Eritstr. 23, D-25813 Husum, Tel. 04841/5429, E-mail: helquack@freenet.de.

Hellenikon Idyllion, ANDREAS DREKIS, GR-25100 Selianitika/Egion, Tel. 0030/26910/72488
– Mobil Tel. Nr. 0030/6972/263/356, e-mail: hellenikon@idyllion.gr Internet: <http://www.idyllion.gr>

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Prof. Dr. Widu-Wolfgang E h l e r s , Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, D - 14195 Berlin, wwe@zedat.fu-berlin.de

Dr. Karl-Heinz P r i d i k , 53127 Bonn, Ferdinandstr. 74, pridik@mailarena.de.

Jürgen R e t t b e r g , Dönitzer Str. 9, 38486 Kusey

Dr. Helmut S c h a r e i k a , Im Herzenacker 5, 55435 Gau-Algesheim, h.schareika@textus.de

Heinz-Jürgen S c h u l z - K o p p e , Schriftleiter des Mittbl. des DAV-Landesverbandes NRW, 50735 Köln, schulz-koppe@t-online.de

Prof. Dr. Ernst S i g o t , Univ-Lektor an der Universität Klagenfurt, Ernst.Sigot@uni-klu.ac.at

Dietrich S t r a t e n w e r t h , StD i.R., Bamberger Str. 23, 10779 Berlin

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, Juergen@werner-berlin.net

Prof. Dr. Klaus W e s t p h a l e n , Alpenstr. 2b, 82467 Garmisch-Partenkirchen, KWestphalen@t-online.de

Dr. Michael W i s s e m a n n , Privatdozent, Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, mwissemde@yahoo.de

Christoph W u r m , OStR, Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund, ChrWurm@aol.com

Dr. Lothar Z i e s k e , Nerzweg 1 a, 22159 Hamburg, lotharzieske@gmx.net

Herbert Z i m m e r m a n n , StD, Artilleriestraße 7 A, 52428 Jülich, CHARPENTIER-JULIERS@t-online.de

FORUM CLASSICUM im Internet

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie seit Sommer 2009 auf der Homepage des DAV (www.altphilologenverband.de) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt.

Bitte an die Verfasser von Rezensionen

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Irmgard Männlein-Robert
Philologisches Seminar d. Univ. Tübingen
Wilhemstr. 36
72074 Tübingen
e-mail: irmgard.maennlein-robert@uni-tuebingen.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regensburg (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Elritzenweg 35
26127 Oldenburg
Tel.: (04 41) 60 01 736
www.NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Eggeweg 46
33617 Bielefeld
Tel. (0521) 14 39 166
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
OStD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 54 21
info@altphilologenverband.de
- 11. Saarland**
Prof. Dr. Peter Riemer
Am Brunnchen 12
66125 Dudweiler
Tel.: (0 681) 9 59 16 97
p.riemer@mx.uni-saarland.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
StRin Bärbel Flaig
Anton-Sommer-Straße 41
07407 Rudolstadt
Tel. priv.: (0 36 72) 48 02 87
litterae26@aol.com

(Stand: November 2011)

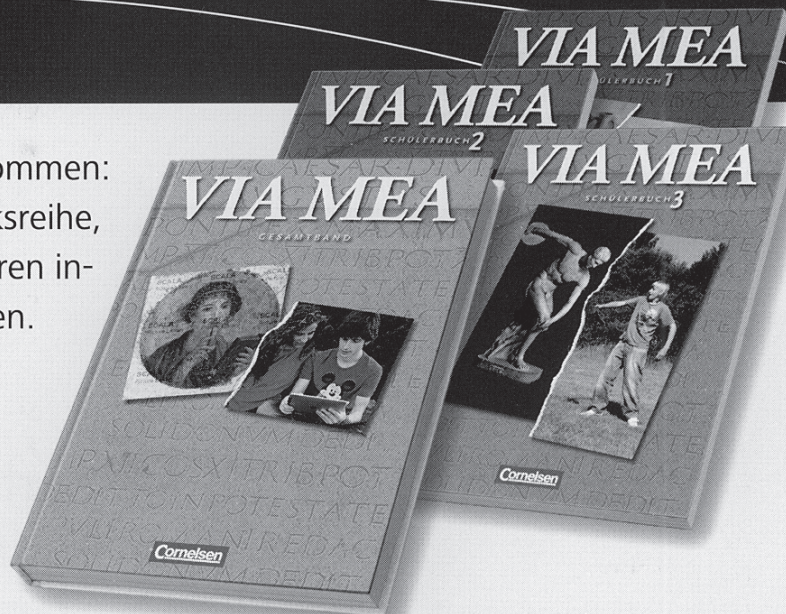
Vade nobiscum!

VIA MEA: das neue moderne Lateinlehrwerk

Auf eigenen Wegen zur Sprache kommen:
Mit **VIA MEA**, der neuen Lehrwerksreihe,
finden Schülerinnen und Schüler ihren in-
dividuellen Zugang zum Lateinischen.

VIA MEA

- schult anhand seines durch-
dachten Modells sprach-
liche, textbezogene und
kulturell-geschichtliche
Kompetenzen gleichermaßen,
- ist durch viele Illustrationen und Ver-
gleiche mit der heutigen Zeit besonders
anschaulich,
- bietet ein eng verzahntes Begleitmedien-
programm für Schüler, Lehrkräfte
und Eltern,
- ist wahlweise als Einzelbände oder als
Gesamtband erhältlich.



VIA MEA

Band 1

Schülerbuch

978-3-06-120107-4 ● 17,25€

NEU Band 2

Schülerbuch (Februar 2012)

978-3-06-120156-2 ● 17,25€

Band 3 und der Gesamtband
sind in Vorbereitung für Januar
bzw. Februar 2012.

Weitere Informationen zu VIA MEA finden Sie
in unserem aktuellen Katalog Fremdsprachen.

Cornelsen Verlag • 14328 Berlin
www.cornelsen.de

Willkommen in der Welt des Lernens

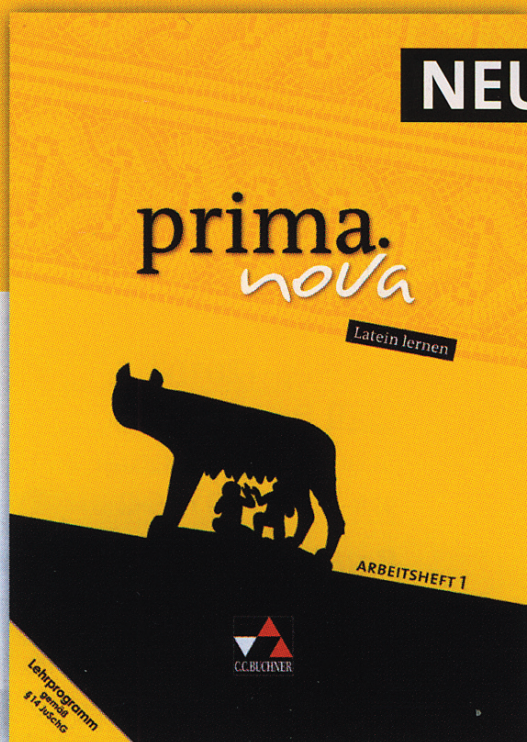
Cornelsen

B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Verla
Postfach 1269
96003 Bamberg

Deutsche Post AG



Arbeitsheft mit Lernsoftware LIFT@home

Die whiteboardfähige
Lernsoftware **LIFT*** bietet ein
umfangreiches Übungspaket
sowie eine **automatische**
Fehlerrückmeldung.

*Zugangscode im Heft. Nutzbar ab 01.01.2012.

prima.nova

Arbeitsheft 1 mit Lernsoftware

Herausgegeben von Clement Utz
und Andrea Kammerer

Bearbeitet von Roswitha Czimmek
und Antje Sucharski

64 + 16 Seiten,
Bestell-Nr. **7972**, € 13,80



C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg
Tel. 0951 / 96501-0
Fax 0951 / 61774
service@ccbuchner.de
www.ccbuchner.de